



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreißigster Jahrgang. N^o. 35.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Acht Pfund.

Erzählung
von

Paul von Weisen.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

In einem der tief einschneidenden Gebirgsthäler, welche sich in der Umgebung des Thuner Sees nach dem Grindelwaldgletscher hin erstrecken, liegt das kleine Bergdorf Lengis, aus dem zwanzig bis fünfzig kleinen und bescheidenen, aber sauberen Gehöften bestehend, welche mit ihren kleinen Gemüsen- und Obstgärten ziemlich weit auseinander in malerischer Unordnung daliegen. Es gibt kaum einen Ort von so romantischer Schönheit, wie das kleine Dorf. Hoch aufragende Felsenmassen von den Ausläufern der Blümlisalp und des Eiger schließen wie die Mauern einer gigantischen Felsenburg den Ort fast ganz ein, so daß spät erst die Sonne über den Felsen emporsteigt, um über das eng begrenzte Stück blauen Himmels hinzuschauen und früh schon wieder auf der andern Seite hinter den aufstehenden Felswänden zu verschwinden. Ein silberheller, schaumprühender Wasserfall stürzt von der Felswand über dem Dorf herab, nicht so gewaltig und so berühmt als der Staubbach am nahen Brienzertal, aber vielleicht ebenso schön und noch wilder romantischer als der weitbekannte Sturz, vor dem sich allabendlich bei bengalischer Beleuchtung ein Parterre von europäischen Touristen versammelt. Dieser Wassersturz stürzt mitten durch die gewundene Dorfstraße, von einer hohen Holzbrücke überbaut, nach dem Thal herab, um sich abwechselnd durch Felsgeröll und durch fruchtbare Abhänge seinen Weg in den Thuner See zu bahnen. Die Häuser mit den Außentritten und den gemauerten Gallerieen scheinen, theils in Felspalten eingewängt, theils an die Hochwände gelehnt, mit einander verflochten zu stehen, und man begreift kaum, wie die ersten Ansiedler es gewagt haben mögen, in dieser wilden Felseneinsamkeit ihre Wohnungen aufzuschlagen. Im Winter ist das Dorf



Toilette einer Pompejanerin. Gemälde von Héva Coomans. (S. 414.)

lange Zeit von dem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnitten, ringsumher dennern die Lawinen in das Thal und machen die fast ganz verschneiten Wege noch gefährlicher; im Sommer aber kommen auch hieher Touristen, welche, von dem Gebränge auf der großen Straße ermüdet, die Schönheit der Natur in der Einsamkeit der Berge aufsuchen; es sind gerade die vornehmen Reisenden, welche sich dem Gedränge auf der großen europäischen Heerstraße entziehen, um Erholung und ruhigeren Genuß in der Einsamkeit zu suchen, und so hatte denn auch das kleine Dorf Lengis sein Hotel gerade in der Mitte des Ortes an einem freien Platze vor der Bogenbrücke über dem zu Thal hinabrauschenden Bergbach.

Das Wirthshaus des alten Lienhardt Furrer war das größte und schönste Gebäude im Dorf und der alte Furrer der reichste Mann in ganz Lengis, denn in seine Tasche ergoß sich der freilich nur tropfenweise fließende Geldstrom, den die Touristen in das Gebirge führten, während die anderen Dorfbewohner daran nur gelegentlich theilnahmen, wenn sie ab und zu leidenschaftlichen Bergsteigern als Führer dienten. Das Haus des alten Furrer war sauber gehalten, vor den hellen Fensterbänken sah man besonders schöne Hängengelken, buntblühende Binden umrahmten die Thür und hölzerne Bänke und Stühle standen auf einer hölzernen Veranda vor dem Hause. Gerade von diesem Platze aus hatte man den einzigen Ausblick in das Thal hinab über den Thuner See hin und seitwärts auf die Schneefelder des Mönch und der Jungfrau, denn hier öffneten sich die Felswände, welche von allen übrigen Seiten das Dorf einschlossen. Die Küche des Hauses vermochte einfache, aber gute und kräftige Kost zu bieten und in den Kellern befand sich außer den rothen und weißen Landweinen auch ein Vorrath von Bordeaux, Sherry und selbst Champagner, den die Touristen gern zu hohen Preisen bezahlten. Lange Zeit hatte sich der alte Lienhardt Furrer mit einem einfachen Lannenzweige an dem Giebel seines Hauses begnügt, das man allgemein nur „Furrer's Wirthschaft“ nannte; endlich aber sahen die erschauten Dorfbewohner eines Tags bei Beginn der Reisezeit ein großes Schild an der Galerie über der Thür, auf welchem man einen Mann in Joppe und Riemenschuhen, den Stutzen in der Hand, erblickte, hinter welchem hohe Berge aufstiegen, und darunter war in großen rothen Buchstaben zu lesen: „Hotel zum Gensjäger.“

So grell dieß Bild auch in seinen Farben, so primitiv es auch in seiner Ausführung sein mochte, so zeigte es dennoch in seiner Zeichnung eine gewisse korrekte Sicherheit, und die Ähnlichkeit des Gensjägers mit dem alten Furrer war unverkennbar und überraschend, hatte es doch auch der junge Joseph Liebi gemalt, der es ja verstehen mußte wie kein Anderer, denn ein Maler von weither, der einst einige Wochen in Lengis geblieben war, um Studien zu machen, hatte dem Knaben, der ihn auf seinen Ausflügen in die Berge als Führer begleitete, Unterricht gegeben.

Der arme Joseph Liebi war der Sohn eines alten Gensjägers, der sich kümmerlich von dem Ertrag seiner Jagd ernährte und ihm nichts hinterlassen hatte, als eine kleine, ärmliche Hütte am äußersten Ende des Dorfes; das Mitleid der Bewohner von Lengis hatte den verwaisten Knaben nothdürftig unterstützt, aber nachdem der durchreisende Maler ihn in seine Kunst eingeweiht, hatte er, zum Jüngling heranwachsend, sich einen eigenen Erwerb geschaffen, indem er den Fremden, denen er gelegentlich als Führer diente, Gebirgslandschaften und Figuren im Kostüm der Gegend, Gensjäger oder Semmerinnen von seiner Komposition zum Verkauf anbot. Mancher Reisende gab ihm für ein solches Bild gern einen Franken, auch wohl zwei oder drei, und so schaffte er sich während des Sommers die geringen Mittel, welche er bedurfte, um den Winter über unabhängig von fremder Unterstützung seine Lebensbedürfnisse zu bestreiten und zugleich Farben und Papier für neue Bilder zu kaufen. Er war der Maler des Dorfes und überall war der junge, frische Bursche mit dem Gesicht wie Milch und Blut, den braunen, glänzenden Augen und dem dunklen Lockenhaar, wegen seiner frischen Heiterkeit und seiner gutmüthigen, stets dienstbereiten Gefälligkeit gern gesehen, besonders die jungen Dirnen von Lengis plauderten gern mit ihm, und manches Mädchenauge erglühete feuriger, wenn sein Blick denen des hübschen Joseph Liebi begegnete — aber auch die jungen Burschen hatten ihn trotzdem gern, denn er kam keinem in's Gehege und sprach mit keiner von den Mädchen öfter oder wärmer, — es war ja auch gar nicht denkbar, daß der arme Bursche, der nichts besaß als seine baufällige Hütte und nur von dem Erlös seiner Malereien lebte, der doch eigentlich nur ein Almosen war, daran denken könnte, bei den Schönen des Dorfes mit den jungen Bauernschönen zu rivalisiren, welche Häuser und Gärten im Werthe von Tausenden von Franken als Erbtheil zu erwarten hatten.

Es war ein glücklicher Tag für den armen Joseph, als der alte Furrer, dessen Wirthschaft eine Goldquelle war und von dem man sagte, daß er schon ein Paarvermögen erworben habe, um Lengis zu kaufen, wenn er wollte, auf den Gedanken kam, seine Wirthschaft in ein Hotel zu verwandeln und den jungen Dorfmaler mit der Anfertigung des Schildes zum Gensjäger zu beauftragen. Staunend hörte man, daß der alte Furrer zwanzig Franken für das Bild ausgesetzt. Joseph Liebi mußte dasselbe auf einer großen Holzplatte in Furrer's Hause malen. Der Alte, der das Werk sorgsam verfolgte, schenkte ihm manchen Trunk aus seinem Keller ein und legte endlich, als das Bild so

ausnehmend schön wurde und der Gensjäger, wie alle Welt sagte, ihm so ganz ähnlich sah, aus freien Stücken noch die Summe von zehn Franken zu, so daß Joseph noch vor dem Beginn der Reisezeit schon den Betrag verdient hatte, den ihm der Sommer im günstigsten Fall einbringen konnte.

Noch mehr Freude als der alte Furrer aber hatte an dem Bilde dessen einziges Kind, die schöne Gretli, ein blühend schönes Mädchen von siebenzehn Jahren, mit reichen goldblonden Flechten und lichtblauen Kinderaugen, welche das Ziel der sehnsüchtigen Wünsche aller jungen Leute von Lengis war, ohne daß sie etwas davon zu bemerken schien; sie konnte aber auch freilich wohl wählerisch sein, denn sie war ja die einzige Erbin des alljährlich wachsenden Reichthums ihres Vaters, und der Alte hatte schon einmal so leichtthin davon gesprochen, daß er seine Tochter auf eine Zeitlang zu einem Verwandten nach der Stadt geben wolle — er mochte wohl an eine vornehme Heirath für sie denken und da wagten sich denn selbst die kühnsten jungen Leute von Lengis nur ganz schüchtern und bescheiden an die Tochter des in der ganzen Gegend allmächtigen und täglich stolzer und hochmüthiger auftretenden Gastwirths.

Das schöne Gretli nun hatte ihre besondere Freude an dem Bilde, das die Wirthschaft ihres Vaters zu einem Hotel erheben sollte; sie blieb fast den ganzen Tag in dem großen Wohnzimmer, in welchem Joseph Liebi seine kunstlos zusammengeschlagene Staffelei aufgestellt hatte, sie verfolgte jeden Pinselstrich und jubelte in kindlichem Vergnügen laut auf, wenn sie in dem Gesichte des Gensjägers mit jedem Zug die Ähnlichkeit mit ihrem Vater deutlicher und sprechender hervortreten sah; sie sah dann an Joseph's Seite, und während sie bewundernd das Werk verfolgte, das in ihren Augen die höchste Vollendung der Kunst darstellte, plauderte sie von Diesem und Jenem und fragte, wie es das Gespräch gab, nach tausend Dingen, welche über den engen, von Felsen eingegrenzten Horizont ihres Dorfes hinauslagen. Joseph hatte, wenn er nach der Stadt ging, um Farben und Papier zu holen, auch hie und da ein Buch gekauft mit alten Sagen und Geschichten des Schweizerlandes, ja er hatte sich sogar Schiller's Tell gekauft, und so erzählte er denn dem athemlos lauschenden Mädchen bald von den alten Sagen und Legenden der Berge, von dem heiligen Beatus, der in der Felsenhöhle wohnte und auf seinem Mantel über den Thuner See fuhr, von dem frommen Ritter Rudolph von Straßlingen, der zehn Kirchen an den Ufern des Sees erbaute, und dann wieder von den gewaltigen Kämpfen, in denen das Schweizervolk seine Freiheit gegen die Ritterschaaren Oesterreichs erstritt; er hatte auch den Tell mitgebracht und daraus so sicher und fließend und mit so viel Feuer vorgelesen, daß Gretli seine Gelehrsamkeit ebenso sehr wie die herrliche Dichtung bewunderte — er hatte ja in den einsamen Wintertagen die Verse so oft gelesen, daß er sie nun fast ohne Anstoß auswendig wußte. Eine ganz neue Welt von Gedanken und Empfindungen erschloß sich dem jungen Mädchen und es war natürlich, daß alle diese neuen Gedanken und Gefühle sich auf das Innigste mit dem Bilde Desjenigen verwebten, der sie ihr zuführte. Die edlen Gestalten der Geschichte und Dichtung, von denen er ihr so begeistert sprach, schienen ihr in Joseph Liebi verkörpert, und die weitere, ganz natürliche Folge von diesen täglichen Unterhaltungen der beiden jungen Leute, welche der alte Furrer nur auf Augenblicke unterbrach, um nach dem Fortschritt des Bildes zu sehen, war, daß ihre kindlich frischen und reinen Herzen sich in unmerklich erwachender und immer heißer erglühender Liebe aneinander schlossen. Wohl hatten sie sich das noch nicht deutlich gesagt, aber sie wußten es Beide, und als trotz alles Zögerns, trotz ganz unnöthiger Veränderungen und Verbesserungen an dem Bilde dieß doch endlich fertig war und Joseph ganz betrubt den Pinsel aus der Hand legte, da sah ihn auch Gretli so traurig schmerzvoll mit ihren großen, blauen, thränenschimmernden Augen an, daß er, von seinem Gefühl übermannt, ohne ein Wort zu sprechen sie in seine Arme schloß und den ersten Kuß der Liebe auf ihre frischen Lippen drückte.

So waren sie denn nun mit einem Mal mit einander im Reinen und seliges Glück durchströmte ihre aneinander klopfenden Herzen — aber darum war ja doch die traurige Nothwendigkeit der Trennung unvermeidlich, das Bild war fertig und es ließ sich durchaus nichts mehr an demselben verbessern, — Joseph konnte nun nicht mehr täglich kommen, Gretli konnte nicht mehr stundenlang bei ihm sitzen und entzückt seinen Worten lauschen; weiter dachten Beide nicht — es ist ja das glückliche Vorrecht der erwachenden ersten Liebe, daß sie nur dem Augenblick lebt und keinen forgernden Blick in die Zukunft richtet, weshalb auch die Alten so häufig den kindlichen Liebesgott mit einer Vinde um die Augen darstellten. Aber Gretli fand einen Ausweg, denn als der alte Furrer kam und unter vielen herablassend anerkennenden Lobsprüchen dem armen Maler langsam und bedächtig in dreißig blanken Frankentücken den Lohn für seine Arbeit auszahlte, als der arme Joseph, trotz dieses blendenden Reichthums, den sein Pinsel ihm erworben, traurig da stand und den Kopf neigte, um die Thrämentropfen nicht sehen zu lassen, welche seine Wimpern neigten, da streichelte Gretli schmeichelnd die wetterbraune Wange des alten Furrer und sagte:

„Ja, das Bild ist schön, Vater, fast zu schön, um es draußen vor die Thür zu hängen, denn es gleicht Euch auf's Haar — aber da der Joseph es so gut versteht, die Leute so ähnlich abzumalen, so bitte ich Euch recht herzlich, Vater,

laßt ihn auch mein Bild malen, — nicht zum Schilde für das Haus draußen, sondern für die Stube hier zum Denken für mich — damit ich doch weiß,“ fügte sie mit einem schalkhaften Seitenblick auf den ganz glücklich aussehenden Joseph hinzu — „damit ich doch weiß, wenn ich einmal eine alte Frau bin, wie ich ausgesehen habe als junge Dirne, von der die Leute sagen, daß sie nicht häßlich sei und Euch keine Schande mache, Vater!“

Der Alte schmunzelte und sagte nach kurzem Besinnen, während Joseph's Blicke in angstvoller Spannung an seinem Gesichte hingen:

„Gut, Gretli, so soll es sein, das ist kein schlechter Gedanke; ich habe einmal gehört, daß die Leute in der Stadt ihre Bilder malen lassen und sie aufbewahren für Kinder und Kindesfinder, und was die dort können, das kann der Lienhardt Furrer auch — der Joseph soll Dich malen, so groß, wie Du da stehst in Deinem Sonntagsanzug; wenn das Bild so gut wird, wie das da, daß ich zufrieden bin, so soll er noch einmal dreißig Franken haben — ich kann Dich doch nicht wohlfeiler schätzen, als das Schild für mein Wirthshaus!“

Mit jubelndem Dankesruf warf sich Gretli an des Alten Brust, Joseph drückte ihm stumm mit glückstrahlenden Blicken die Hand.

So war die Sache abgemacht; am nächsten Tage begann der junge Dorfmaler seine neue Arbeit und wieder konnten die beiden jungen Leute lange, glückliche Stunden mit einander in seltener gestörter Einsamkeit verbringen; endlich sah jetzt Gretli dem Maler gegenüber, statt wie sonst an seiner Seite seine Arbeit zu verfolgen, aber um so besser konnte er in ihr liebliches, frühlingesfrisches Gesicht schauen; oft genug sprang sie auf, um zu ihm herüber zu kommen, sie mußte doch sehen, ob das Bild auch ähnlich werde, und jedesmal dann schloß er sie entzückt in seine Arme, jedesmal fanden sich ihre Lippen zu langem Kuß.

So schritt freilich das Bild nur langsam vorwärts, aber was lag den Beiden daran — je länger die Arbeit dauerte, je länger dauerte auch ihr stilles, von Niemand geahntes Glück. Wohl blieb dasselbe nicht mehr so rein und ungetrübt wie im ersten Augenblick, denn auf lange vermag ja selbst der Gott der Liebe nicht die Sorge und den Schmerz von der Stirn der Sterblichen zu scheiden. In Joseph's Herzen stieg zuerst die bittere Frage um die Zukunft auf. Er, der Arme, der nichts sein eigen nannte, dessen dürftiger Erwerb von der zufälligen Laune der Reisenden abhing, und sie, die einzige Tochter und Erbin der reichen Lienhardt Furrer, dessen Stolz in demselben Verhältniß wuchs wie sein Besitzthum — was sollte daraus werden? Mit schmerzlichem Seufzer trat diese Frage auf seine Lippen, aber Gretli warf mit fast trotziger Zuversicht den schönen Kopf auf, gab es denn weit umher im ganzen Lande einen bessern und schmuckern Burschen als ihren Joseph — wer konnte Bilder malen wie er, wer verstand es wie er zu erzählen von den kühnen Helden des Schweizervolkes, denen er es gleichthun würde, wenn jemals das Vaterland in Gefahr käme und seine Söhne aufrief zum Kampf für seine Freiheit, — und daß ihr Vater reich war und immer reicher wurde, das war ein Glück, denn darum durfte sie ja frei dem Zuge ihres Herzens folgen, darum durfte sie ihr Vater nicht auf Geld und Gut sehen und müde freudig seine Zustimmung geben, wenn ihr Herz den Beiden und Würdigen erwählte, ohne zu fragen, ob er arm oder reich sei.

Das sagte sie ihrem Joseph in freudiger Offenheit, und wenn er es auch nicht vermochte, ihre Zuversicht völlig zu theilen, so erfüllte sie doch sein Herz mit froher Hoffnung und wendete seinen Blick von der verschleierte Zukunft auf die helle, glückliche Gegenwart zurück. Wenn das Bild fertig wäre, dann wollte sie ihrem Vater Alles sagen, er konnte ja keinen Tadel an ihrem Joseph finden und ihre Bitte nicht abschlagen, sie selbst dem Künstler als Preis seines Werkes zu geben.

Der Sommer hatte begonnen, das Schild des Hotels zum Gensjäger prangte längst über dem Hause, schon waren einzelne Reisende durch das Dorf gekommen und immer noch malte Joseph an Gretli's Bild; er schien in unbestimmter Scheu den Augenblick hinausschieben zu wollen, und auch Gretli drängte ihn nicht, — das Geheimniß blieb ja einen so süßen Reiz der jungen Liebe und Beiden schien es, als könne die holde Frühlingsofene ihrer Herzen nur von ihrem lieblichen Duft verlieren, wenn einmal der dümmende Schatten des Geheimnisses von ihr genommen sei.

Es war ein schöner Sommerabend, die frische, reine Luft der Berge war angefüllt von den Düften der blühenden Bergkräuter. Die Sonne war bereits hinter den hochragenden Felsen verschwunden, aber durch die geöffnete Hausthür des Hotels zum Gensjäger konnte man weit hinab in das Thal blicken, das noch im vollen Tageslicht schimmerte. Joseph saß in der großen Stube der Staffelei, Gretli war eben aufgestanden und zu ihm herüber gekommen, um einen Blick auf ihr Bild zu werfen; er kam ihre Hand gefaßt, und indem sie lächelnd sich zu der Staffelei niederbeugte, als ob sie ganz genau die Züge des Bildes betrachtete, kam ihr Gesicht dem seinen so nahe, daß sie des betrachte, kam ihr Gesicht dem seinen so nahe, daß ihre Lippen zusammenfanden — schnell aber fuhren sie auseinander, denn von der Straße her erschallten laute Schläge und im nächsten Augenblick hielten zwei Damen an Maulthierern, von einem Führer begleitet, vor der Hausthür. Die eine derselben mochte die vierziger Jahre bereits erreicht, die andere weit überschritten haben, ihr bleiches und ernstes, aber

gütlich mißfreundliches Gesicht zeigte in seinen edlen, reifen Zügen die Spuren großer Schönheit, obwohl ihr dunkelhaar bereits von silbernen Fäden durchzogen war. Ihre Begleiterin war ein junges Mädchen von höchstens siebenzehn Jahren, umflossen von dem ganzen Liebreiz der aufblühenden Jugend; ihr sanft geröthetes Gesicht zeigte die reinen Linien klassischer Schönheit, in dem Blick ihrer dunklen Augen mischte sich freudige Lebenslust mit sinnender Träumerei, natürliche, fast noch kindliche Anmuth lag in der Haltung ihrer zierlichen Gestalt. Beide Damen trugen elegante dunkle Reiseanzüge von vornehmer Einfachheit, der Jüngerer trug das leichte Reisegepäck.

„O, wie schön, Tante!“ rief die jüngere Dame, mit entzückten Blicken in das Thal hinabschauend — „dieser Blick ist wahrlich herrlicher und großartiger als Alles, was wir bisher gesehen, und man athmet freier auf fern von der armen Heerstraße, auf welcher uns der rothe Bader jeden Punkt bezeichnet, den wir bewundern sollen wie nach dem Katalog einer Museums-galerie.“

„Ja, es ist schön,“ sagte die alte Dame, „laß uns absteigen und ausruhen, der Ritt hat mich ermüdet und wir werden ohnehin kaum weiter diesen Weg in die Berge verfolgen können. Hier ist ja ein Hotel,“ sagte sie, mit einiger Bewunderung zu dem Schilde über der Hausthür aufblickend, „wir werden uns etwas erfrischen können.“

„Ein vortreffliches Hotel,“ sagte der Führer, indem er die Hand zum Absteigen bot, während die jüngere Dame bereits aus dem Sattel gesprungen war, „die Damen werden Alles finden, was sie wünschen.“

Gretli trat in die Hausthür, um die Gäste zu begrüßen, da der alte Furrer in die Berge gestiegen war, nach seinen Kühen zu sehen. Die Damen bestellten frische Milch, Brod und Eier; die jüngere betrachtete verwundert das Bild, von welchem Joseph, wenig erfreut über den Besuch, zurückgekehrt war.

„Wie ähnlich!“ rief sie; „in der That, das ist ein bewundernswürdiges Talent, trotz aller Fehler in Farbe und Zeichnung, — wer hätte das in diesem Bergdorf gesucht!“

„Auch das Haus ist freundlich,“ sagte die alte Dame, „ist elegant in seiner Sauberkeit. Fast möchte ich,“ fuhr sie nach kurzem Besinnen fort, „hier einige Tage rasten, wenn wir ein Unterkommen finden könnten, um einmal ganz in der reinen Natur zu leben und vor Allem, um uns dieses hübschen und zudringlichen Amerikaners zu entledigen, der uns seit vierzehn Tagen verfolgt und den wir in jedem Hotel wieder finden, das wir betreten.“

Die jüngere Dame erröthete flüchtig und sagte mit gleichgültigem Ton:

„Run, liebe Tante, wir können ihm eigentlich keinen Vorwurf machen, er ist aufmerksam und dienstfertig und ist uns häufig nützlich gewesen; er hält es wohl für eine Pflicht der Galanterie, zwei einzelnen Damen seine Dienste zu leisten, sein ganzes Benehmen zeugt von der besten Erziehung und er hat sich uns ja in aller Form vorgestellt.“

„Vorgestellt!“ sagte die ältere Dame achselzuckend — „Mr. Charles Hellmann — was heißt Mr. Charles Hellmann! Wer leistet uns Bürgschaft für einen Amerikaner, der sich uns selbst vorstellt und ebenso gut ein schwindelhafter Abenteuerer sein kann, der uns eines Tages auf das heftigste kompromittiren möchte? Man kann auf Reisen nicht vorsichtig genug mit seinen Bekanntschaften sein, mein Kind; die unausgesetzte Begleitung dieses Unbekannten muß zwei allein reisende Damen jetzt schon kompromittiren; ich bin entschlossen, dieser Zudringlichkeit ein Ende zu machen, und da wir ihn bei derartigen Form, in der er sich uns zu gewöhnlich immer wieder nähert, nicht zurückweisen können, so habe ich ihm gestern Abend, als er sich beim Souper wieder an unsern Tisch setzte, gesagt, daß wir heute früh nach Unterlaken abreißen würden; ich habe auch den Kellner instruirte, und so wird er wohl dorthin gegangen sein, um Dir,“ fügte sie lächelnd, aber doch mit leicht unwilligem Tone hinzu, „dort in seiner eigenthümlichen Weise den Hof weiter zu machen.“

„Wir den Hof zu machen, liebe Tante!“ rief die Nichte in erröthender Verwirrung, „welcher Gedanke! Er hat mir niemals ein Wort gesagt, das eine solche Vermuthung rechtfertigen könnte, und er hat sich weit mehr mit Dir als mit mir unterhalten.“

„Run, mein Kind,“ sagte die Tante achselzuckend, „wenn ein Herr zwei Damen vierzehn Tage lang wie ein Schatten folgt, so geschieht dieß gewiß nicht der älteren von ihnen zu Liebe, und wenn er Dir kein Wort gesagt hat, so haben seine Blicke desto deutlicher gesprochen. Das Alles aber darf nicht weiter gehen, ich liebe solche Reiseabenteuer nicht, und wenn wir einige Tage hier bleiben, so wird er um so sicherer unsere Spur verlieren und wir werden ihn ohne jede peinliche Erörterung los sein.“

Die junge Dame erwiderte nichts, aber ein ganz leiser Seufzer, der aus ihrer Brust aufstieg, entging dem scharfen Ohr der Tante nicht.

Die ganze Unterhaltung war halb leise geführt worden, so daß Joseph, welcher wie mechanisch noch einige Pinselfrichen auf seinem Bilde machte, nichts von derselben gehört hatte. Gretli brachte zwei Gläser frischer Milch; die ältere Dame fragte, ob sie auf einige Tage hier Aufnahme finden könnten.

„Wir haben zwei Gastzimmer, oben im Giebel,“ antwortete die Gretli, „sie sind zwar nur klein und bescheiden, aber stehen den Damen zur Verfügung — die Fremden bleiben hier selten über Nacht, aber wir werden gern

Alles thun, um den Damen den Aufenthalt angenehm zu machen.“

„Vortrefflich, mein Kind, vortrefflich!“ sagte die alte Dame; „wir nehmen die Zimmer und sind mit Allem zufrieden.“

Abermals öffneten sich die Lippen der jungen Dame zu einem leichten Seufzer, sie stand sinnend, gesenkten Hauptes da, während ihre Tante den Führer bezahlte und das Gepäck nach den Gastzimmern bringen ließ. Gretli führte die Damen nach ihrer Wohnung und kam nach einiger Zeit, nachdem sie das bestellte einfache Abendessen besorgt, wieder zu dem ungeduldig wartenden Joseph herab; sie hielt das Fremdenbuch in der Hand, welches Lienhardt Furrer angelegt hatte, um auch darin sein Haus den wirklichen Hotels näher zu rücken.

„Es sind liebe, freundliche Damen,“ sagte sie, neugierig in das aufgeschlagene Buch blickend — „aber ich kann das nicht lesen, diese Fremden schreiben so ganz anders, wie ich es als Kind von unserem Dorflehrer gelernt habe.“

Sie hielt Joseph das Buch hin. Dieser las gleichgültig:

„Fräulein Gertrud von Hohenstein.“

„Das ist die Alte,“ sagte Gretli, „sie hat zuerst geschrieben.“

„Fräulein Thekla von Langenberg,“ las Joseph.

„Das ist die Junge!“ rief Gretli; „o, wie schön sie ist, ihr Gesicht leuchtet wie die helle Morgenröthe!“

„Nicht so schön wie Du, mein Gretli,“ sagte Joseph, das Buch fortlegend, „und ich,“ fuhr er unumwunden fort, „finde sie gar nicht schön, denn da sie nun hier wohnt, so wird es aus sein mit unserem stillen und traulichen Glück, und nun werden die Fremden immer mehr und mehr kommen und wir werden uns kaum flüchtig einmal sehen können; o, ich wollte es wäre erst wieder Winter und der Schnee bedeckte die Wege zum Thal.“

„Geduld, Geduld,“ sagte Gretli, „die Fremdenzeit wird ja bald vorüber gehen, jetzt ist ja doch keine Ruhe und Gelegenheit, mit dem Vater ordentlich zu sprechen, im Herbst wird ja das Bild doch fertig, und dann wird Alles klar und gut werden; bis dahin wollen wir uns noch ein wenig heimlich lieb haben — o, das ist so schön und so süß, und einen Augenblick werden wir doch immer noch finden, um uns zu sehen, und ein liebes Wort zu sagen und —“ sie war ganz nahe zu ihm herangeraten und blickte so lieblich verschämt und zugleich so neugierig lächelnd zu ihm auf, daß seine finstere Miene sich schnell verklärte und er, den Arm um ihre Schultern schlingend, sich herabbeugte, um seinen Mund auf ihre ihm hold entgegen lächelnden Lippen zu drücken.

(Fortsetzung folgt.)

Er lö sung.

Skizze

von

Max Archer.

(Nachdruck verboten.)

Er war von jeher still und in sich gekehrt der gute Christian Jung. Niemand konnte sich entsinnen, ihn jemals lachen gesehen zu haben, und doch konnte er seiner Flügel ein Leid thun; Niemand konnte sich entsinnen, in seinem Auge je eine Thräne bemerkt zu haben, und doch hätte es Jeder mit tausend Eiden erachtet, daß Christian Jung das reichste Herz von der Welt habe. Und merkwürdig: Niemand, der ihn heute kannte, konnte sich auch entsinnen, ihn jemals sprechen gehört zu haben, denn Christian Jung, der Farbenreißer, war stumm. Als Knabe war er es geworden. Sein Vater war ein armer Dachdeckergehilfe gewesen. Eines Tages hatte er ihn mit hoch oben auf den Kirchturm genommen. Dort machte der Burche einen Fehltritt, stürzte in die Tiefe, blieb aber auf halbem Wege hängen. Als man ihn gerettet hatte, vermochte er kein Wort hervorzubringen — der Schreck hatte ihm die Zunge gelähmt. Nur ein ähnlicher Vorfall, wenn eine fürchterliche Erregung sich seiner bemächtigte, löste ihm die Sprache wieder zurück; er hatten die Worte gemeint. Bis heute aber war das nicht eingetreten, und viele Jahre lagen bereits dazwischen.

Er war zwar noch nicht alt, denn er hatte das Ende des dritten Jahrzehnts seines Lebens noch vor Augen, aber sein Unglück, das ihn Alles hören, Alles sehen, Alles in sich aufnehmen ließ, ohne jemals seiner eigenen Empfindung Worte verleihen zu können, hatte ihn frühzeitig gebeugt und ließ ihn gebückt und halb krumm dahinschlurhen. So kam es, daß der Stempel der Müdigkeit ihm frühzeitig aufgeprägt ward und ihn halb mit sich und der Welt zerfallen machte. Kein Lächeln, keine Thräne, aber ein Gefühl in der Brust — ein heißes, heißes Sehnen nach einem unbestimmten Etwas, wie es das Kind des Armen vielleicht haben mag, wenn es zitternd vor Frost vor einem hell erleuchteten Puppenladen steht und die prächtigen Kleider anstarrt, welche die leblosen Figuren zieren. Die Puppen der reichen Kinder gehen in Sammet und Seide, das arme Kind da draußen träumt von solch einer Puppe und zählt die Pfennige zum lieben täglichen Brod zusammen.

Jeder Mensch in der Werkstatt kann lachen und scherzen, nur Christian Jung muß ruhig sein, denn er ist stumm. Und wenn Jemand stumm ist, dann beschäftigt er sich mit sich selber, arbeitet und brütet vor sich hin und stellt Betrachtungen an über die verschiedensten Dinge: über Glück und Unglück, über Liebe und Haß; über das Elend auf Erden und den Himmel in der Höhe. Wer aber darüber schon Betrachtungen anstellt, hat nichts mit anderen Menschen gemein, die nur schwagen, ohne dabei zu denken, die den Sonnenschein auffangen, weil er ihnen entgegenlächelt, und klug reden haben, weil die Junge ihnen leicht ist.

Niemand weiß, woher es kommt, daß der Samen auf steinigem Boden oft besser gedeiht, wie in bester Erde. Die Rosen duften

und blühen im Garten des Reichen, weil die Hand des Gärtners sie liebevoll hegt und pflegt — in den einsamen Winkel hinter der Hütte des Armen treibt der Wind ein Samen Korn und herrlicher als die gepflegten Schwefeln im Garten des Reichen entwidelt sich der Keim zur schönsten Blütenpracht.

Niemand wußte auch, woher Christian Jung sein Talent zum Dichten hatte.

Ja wohl, es ist nicht zu ändern, der arme Farbenreißer war ein Dichter in des Wortes bester Bedeutung. Die Gedanken drohten ihm das Hirn zu sprengen und die Sehnsucht in seiner Brust trieb ihn, diese Gedanken Anderen mitzutheilen. Die Sprache der Worte war ihm geraubt, aber die stumme Sprache des Herzens ließ ihn den Griffel führen, um das dem Papiere anzuvertrauen, was zu sprechen ihm nicht vergönnt war.

Er hatte es sich so nach seiner Art eingerichtet, hinten in seiner Ecke. Es war eine Art langer Gang, von einem kleinen Fenster, das nach dem halbdunklen Hof ging, spärlich erleuchtet. Die blassen Wände und gewölbten Decken des alterthümlichen Hauses glänzten in der Werkstatt in allen Farben, die durch und über einander gestrichen waren. Und diese Bunttheit trat in Christian Jung's Arbeitskammer am meisten zu Tage. Dazwischen hatte der porzellanfarbene allerlei Holzstücke malerisch angeklebt. Er besaß ein merkwürdiges Verhältniß für Alles, was schön und gut ist.

Wenn ein neuer Ballen Matulatur angelangt war, der dazu diente, die sauber lackirten und vergierten Gegenstände den Kunden hübsch eingewickelt zu überliefern (und dieses Amt des Einpackens hatte Christian Jung zu verrichten), dann leuchtete sein Auge in freudiger Erregung. Er blieb während der Mittagszeit stets in den Werkstätten, um nach den Oesen zu sehen, und dann benützte er die erste beste Gelegenheit, um in dem Haufen Papier herumzustöbern. Da waren manchmal beschädigte Bogen mit hübschen Illustrationen, die ihren Weg ebenfalls zu der Matulatur genommen hatten. Wie jittersen dem Christian die Hände, wenn er ein derartiges Bild gefunden hatte, das ihm besonders gefiel. Bedächtig schnitt er das überflüssige Papier ringsherum ab, und die Wand hatte eine neue Bieder.

Und dann war das Erste nach der Mittagszeit, daß er die bärtigen Gesellen, einen nach dem andern zur Hand nahm und mit sich fortzog. Jeder wußte schon, was der Christian wollte. „Ein neues Bild — was, Christian!“ Und der Farbenreißer nickte stumm nach seiner altgewohnten Weise.

Dann versuchte er mit dem Zeigefinger auf die Schönheiten des Bildes aufmerksam zu machen. Er verfolgte die Konturen der Figuren, wie der Maler es zu thun pflegt, wenn er uns auf den Schwung der Linien aufmerksam machen will. Er schnalzte mit der Zunge und brachte einen seltsam klingenden Laut hervor, was so viel wie den Ausdruck des höchsten Entzückens bedeuten sollte.

Er hatte wirklich Verstand für Kunst — man mußte es ihm lassen.

Und dann, wenn er zur Frühstücks- oder Vesperzeit in seiner Ecke saß und in gleichmäßigem Takte seine Stullen laute, starrte er wohl minutenlang auf eins der Bilder, blickte sich erst verhöhlen um, und zog ein schmutziges Schreibheft hervor, das hinter einer Farbentonne versteckt gehalten wurde.

Er begann zu schreiben und schrieb, daß er Alles um sich her vergaß, selbst das Schlagen der Stunde überhörte, die den Schluß der Pause anzeigte. Hin und wieder blickte er sinnend vor sich hin — ganz wie's die wirklichen Dichter thun — oder betrachtete wieder aufmerksam die Bilder an den Wänden, gleichsam als müßte er von ihnen Inspirationen erhalten. Und er hatte so seine Inspirationen.

Das gleichmäßige Knarren seiner Farbenmühle war die ewig sich gleich bleibende Musik, die ihn auf ihren Schwingungen fortführte aus der Trübsal seines Daseins in das Eden der Dichtkunst und der innern Befriedigung.

Dann, wenn das große Rad schnarrend tausendmal denselben Weg machte in einer Stunde, dann war die Ruhezeit für ihn, wo er ungestört seinen Gedanken nachhängen konnte, um sie im Gedächtniß festzuhalten, bis die freie Zeit es ihm erlaubte, sie dem Papiere zu übergeben.

Ueber ein Duzend solcher Schreibhefte hatte er bereits vollgeschrieben, und er hatte sich dabei Mühe gegeben; unbeholfen haben die Buchstaben zwar aus, schülerhaft und linksch, aber sauber und deutlich waren sie zu lesen.

Auf jedes Heft hatte er, mit allerlei Schnörkeln verziert, seinen Namen verzeichnet und die einzelnen Gedichte und Sinnsprüche sauber numerirt. Bald besang er sich selber als armen Farbenreißer und das Schnarren der eisernen Räder vor ihm wurde zum Klängen des Mählrades, das in stiller Mondnacht im Wiesenrunde die silbernen Wasserstrahlen schillern läßt. Dann wieder verglich er sich mit einer Nachtigall, der böse Menschen die Zunge ausgehauen hatten, damit sie durch ihren Gesang nicht Nachtis aus dem Schlafe geweckt würden.

Aber die bärtigen Gesellen mit den pechartigen, buntbeschnittenen Schürzen in den Nebenräumen hatten kein Verstand für derartige Dinge, so sehr sie auch dem guten Christian zugethan waren. Das gerade that ihm bis in die Seele weh. Oft, wenn er zur Frühstückszeit so ein Heft herumgerichtet hatte und Jeder wohl zehnmal versprochen, einen Blick hinein zu werfen, es dann aber beiseite legte, ohne es weiter zu beachten, dann trat dem armen Farbenreißer wohl öfters verstoßen eine Thräne in's Auge und stumm legte er sich in seine alte Ecke — stumm, er konnte ja nicht einmal bitten!

Nicht immer aber ignorirten seine Kollegen ihn mit bloßem Ernste. Es ist kein Unglück eines Menschen so groß, als daß der Uebermuth des Nächsten nicht etwas Väterliches aus ihm herauszufinden vermöchte. Und daß Christian Jung, der arme Farbenreißer und noch ärmere Mensch ohne Sprache, die Marotte haben konnte, seine freie Zeit mit Dichten zu „vertrödeln“, was nach der Ansicht der Gesellen in der Werkstatt nicht einen Pfennig einbrachte, das schien den Leuten des Desteren so possirlich, daß Christian Jung auch hin und wieder die Zielscheibe ihres Spottes wurde. So erlaubten sie sich manchmal allerlei Epöche mit ihm und belustigten sich über den „wunderlichen Kauz“ nach Art von Leuten, die auf einer zu geringen Bildungsstufe stehen, um wirkliche Achtung vor der Alles veredelnden Poesie zu haben und einen Menschen um so mehr schämen zu können, je mehr er das Bestreben zeigt, in seinem gemeinen Tagewerk höheren, geistigen Zielen nachzugehen. Es lag wohl im Allgemeinen diesen Fopperieen keine böse Absicht zu Grunde, aber immerhin waren sie verwerflich, schon deswegen, weil das Opfer der Spottsucht stumm war. Eine Ver-



W. Rorpeßen. Zeichnung von Pfabstaus Gerner. (S. 415.)

höhnung und Beleidigung trifft den nur zur Hälfte ihrer Stärke, dem ein gütiges Geschick die Wagt gegeben hat, sich zu vertheidigen. Christian Jung hörte das Wack, empfand es auch und vermochte doch nichts dagegen zu thun. Aber er suchte dann wie gewöhnlich Trost in seiner Verkunst. Die Spottreien der lustigen Kollegen gaben ihm Stoff, sich mit dem dornenkronegeschmückten Opfer vom Gethathaberge zu vergleichen, das sich unter der Last des Kreuzes dahin schleppt, verhöhnt von den Habsäern und Kriegsknechten, bis das es ohne Laut zusammenbrach.

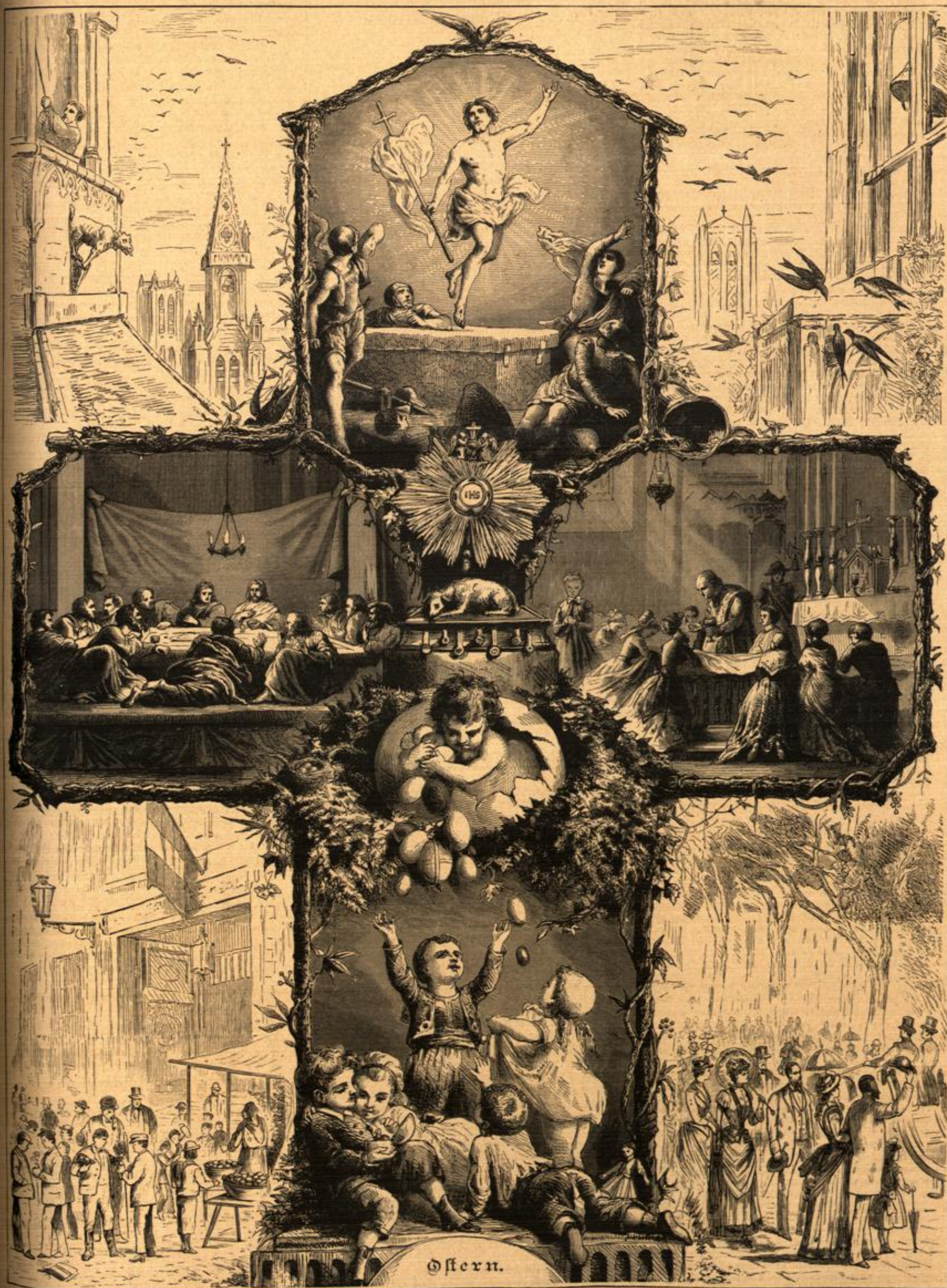
Aber es kam die Zeit, wo in Christian Jung's Schattengleichem Leben eine Sonne aufging, die nach der Gewohnheit aller mit einem natürlichen Fehler behafteten Menschen bei dem armen Farbenreiber den Glauben reifen ließ, daß sie nur für ihn leuchte, mit ihren wärmenden Strahlen nur ihn allein beglücke; wo in dem Mechanismus, dem Jung's tägliches Leben gleich, Minuten eines paradiesischen Genusses eintraten, die ihn köstlichen Lohn für alle ertragenen Unbilden seines bisherigen ärmlichen Erdewallens darboten.

Jede Woche einmal kam eine kleine Lumpensammlerin nach dem Keller, welche die Ueberreste an Papier und alten Farbentappen für einen geringen Preis erhand, nicht für sich, die einsam dahinst in der Welt, ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne Liebe — für einen alten, geizigen Produktionshändler, der sie vor langen Jahren mitten im Winter, in Lumpen gehüllt, als hülfloses Kind vor seiner Thür fand. Erst wollte er das arme Wesen nur der Lumpen halber nehmen, dann aber dachte er daran, daß er auch 'mal alt werden könnte und einer Stütze bedürfte, und so behielt er das Kind und gab es seiner Nachbarn in Pflege. Finda ließ er es laufen, weil er es gefunden hatte.

Ein Unglück sucht gerne das andere auf, und so wurde Finda, die kaum zwölf Jahre alt war, die Freundin des stummen Christian. Erst kam sie immer des Vormittags, dann als sie erfuhr, daß der arme Farbenreiber des Nachmittags allein zurückbleibe, kam sie nur um diese Zeit. Und immer hatte sie ein gutes Wort für ihn, daß der arme Stumme manchmal die harten Hände der kleinen Finda frampfhaft in den seinen preßte und sie inbrünstig küßte; aus allen Winkeln suchte er ihr die Lumpen hervor, und es waren die schönsten und besten, die er für sie vermochte. Einmal wollte es der Zufall, daß Finda eins seiner Hefte in die Hände bekam. Er hatte sein tägliches Wahl bereits beendet. Vor ihm auf dem in allen Farben prangenden Tisch lag das Gebetbuch, und wie immer sah er in seiner alten Stellung da: den Kopf in die linke Hand gestützt, in der Rechten den Griffel, vor sich hin starrend in eine unabsehbare Ferne, die aber nur vor seinem geübten Auge sich öffnete, denn seinen körperlichen starrte die schmutzige Kalkwand entgegen. Hin und wieder senkte sich die rechte Hand auf das Papier und das fragende Geräusch des Bleistiftes ließ erkennen, daß Christian Jung's Ruhe der armen Dichter lieb habe und ihm freigebig ihre besten Schätze antheile. Dann vergah der Stumme die prosaische Wirklichkeit um sich her, eine bessere, höhere Welt, die der Alles bewegenden Gedanken, hatte sich ihm aufgethan.

Finda begann zu lesen, ohne aber den Blick zu erheben und ihn auf den Farbenreiber zu richten, und ohne dadurch die außerordentliche Veränderung im Aussehen Jung's zu bemerken.

Der Stumme hatte den Griffel sinken lassen. Er schrieb nicht mehr, er dachte nicht mehr — wie traumverloren sah er da und blickte halb geöffneten Mundes, das links nach der Laterne gewendet, in die alte, unabsehbare Ferne. Wie wohl hat eine Glode so verlesen geläutet, als wie Christian Jung jetzt



die Stimme erschien, die seine Gedichte herabgab, zum ersten Male das in Laute sah, was er nur in Gedanken dem Papiere anvertrauen konnte; und nie wohl ist eine Thräne um eines edleren Zweckes willen vergossen worden als die, welche jetzt über die Wangen des stummen Dichters rieselte. Und wenn Könige ihm einen Tausch angeboten hätten, er hätte ihn ausge schlagen dieser Laute willen. Das Mühlrad tauchte wieder, der Mond schien silbern in blauer Frühlingsnacht und die Nachtigall schluchzte so süßverständlich, jauchzte dann wieder auf in schmetternden Tönen, als könne sie es nimmer glauben, daß es auch stumme Dichter geben könnte.

Die Phantasie Christian Jung's gaukelte ihm das vor, während er weilvergessen seinen eigenen Schöpfungen lauschte. Ihm war es, als sei aus lichten Höhen ein Engel zu ihm herabgestiegen, der ihn bezaubern sollte. Die Augen verfeinerten sich merklich wie hinter einem nassen Schleier. Und in diesem thränenfeuchten Blick lag ein Abglanz der plötzlich Erschütterung seiner Seele, der so stumm-beredt sprach, daß er auf das Gefühl des Mädchens überging und es tief bewegte.

Von nun an behütete er seine Hefte wie ein Heiligtum und jeder Mittag sah Fieda bei ihrem Freund, ihm seine Gedichte vorlesend.

Aber das Unglück ist die einzig echte Perle im Leben; das Glück ist nur das Schaumgold, das sie umhüllt. Und Schaumgold zerfließt, das ist sehr einfach, und einfach war auch die Geschichte, die das Glück des armen Stummen zerstörte — einfach und doch so grausig, daß es noch Allen heute lebhaft vor der Seele steht, die sie mit erlebten.

Ein neuer Werkführer war eingetreten, ein strenger, harter Mensch, der gerne viel befahl und wenig that. Der Christian war ihm von Anfang an im Wege — man wußte auch, warum. Man hatte ihm von dem „sonderbaren Knau“ schon erzählt, und das paßte ihm nicht in den Kram. Wer sein Herz in der Brust hat, der mag auch von der Dichterei nichts wissen. Das war Zeitvergeuderei. Und eines Tages war auch der Anfang gemacht: die Bilder, welche der gute Christian mit so vieler Liebe an den Wänden gepflegt hatte, waren plötzlich mit Schwarz überstrichen. Christian Jung lachte nicht und weinte nicht, er blieb stumm, ein Blick fuhr über sein Gesicht, aber er blieb stumm. Und dann wieder eines Tages sah er unerhofft, wie eine Hand sein Königreich auf Erden, die unschuldigen blauen Hefte hinter der Sonne hervorzog und Anstalten machte, sie in der Feueröffnung des nächsten Ofens der ewigen Vernichtung preiszugeben. Die Farbenmühle hörte plötzlich auf zu murren.

Der Stumme rang furchtlich mit sich, seine Brust hob und senkte sich, als wolle er eine Welt von seiner Seele wälzen. Das Gesicht verzerrte sich, die Augen rollten unheimlich und die Lippen gerieten in Zuckungen. Der ganze Körper zitterte in furchtbarer Aufregung, in der Anspannung jedes Muskels, jeder Faser. Er rief unartikuliert Laute hervor, die sich wie das Heulen eines gekesselten Thieres anhörten. Wie ein Riese rang er nach etwas, was seinen Qualen Ausdruck geben sollte. Dann war der entsetzlichste Vann seines Lebens gebrochen. „Heig — ling!“ schrie er gellend; wie der Blitz zuckte ein Messer durch die Luft und mit dumpfem Röcheln brach der Werkführer zusammen. Das Herz war ihm durchbohrt. Christian Jung, der nie lächelte und nie weinte, der keiner Fliege ein Leid thun konnte und das beste Herz von der Welt hatte, hatte einen Andern stumm gemacht, als das erste erlösende Wort ihm die Sprache wieder gab, denn man hatte ihm seine Gedichte vernichtet, die Geist von seinem Geist waren, die einzigen Zeugen seines irdischen Jammers. Reize weinte er dann, die Hände vor das Gesicht geschlagen. Er klagte nicht, trotzdem er nun die Worte hatte — stumm wie sonst erwartete er die irdische Gerechtigkeit.

Die Toilette der Pompejanerin.

(Bild S. 409.)

Weibliche Schönheit durch künstliche Mittel zu erhöhen ist nicht etwa erst eine Errungenschaft der modernen Civilisation. Schon die ägyptischen Königstöchter wußten durch weiße Schminke ihren Wangen einen blendenden Glanz zu verleihen und das Voudoir einer schönen Frau von Athen, Rom oder Pompeji steckte genau wie das einer modernen Weltkammer voll liebenswürdiger Toilettengeheimnisse, deren Effect für das bewundernde Männerauge bestimmt war. Bei den Ausgrabungen in Pompeji haben sich im Schutt der Lava eine große Anzahl jener herrlichen Schalen vorgefunden, die den vornehmen Pompejanerinnen als Schminnapfchen dienten, und noch eine große Anzahl anderer kleiner Voudoirgeheimnisse einer fast zweitausend Jahre zurück liegenden Kultur wurde durch die Hand des Forschers aus der Aschende hervor an's Tageslicht gefördert. Im Hinblick auf diese Zeugnisse pompejanischer Toilettenkunst und die Uebersetzungen der damaligen Schriftsteller, wie Plinius des Jüngeren, können wir uns eine ziemlich deutliche Vorstellung von dem Voudoir einer damaligen Beauté du jour machen, und der Maler gestattet uns sogar einen Blick in die zartesten Geheimnisse einer solchen. In dem halbdunklen Gemach, dessen herrliche Freskomalereien auf dunkelrothem Grunde andeuten, daß wir uns in dem Hause eines kunstliebenden Reichen befinden, sitzt Fulvia, die liebliche Tochter des Aedilen Panja, vor dem Metallspiegel bei der Toilette. Heute ist Gladiatorenkampf im Amphitheater, der schöne Meleager wird seine nubischen Löwen kämpfen lassen; da gilt es, ganz besonders anmuthig zu erscheinen. Sie taucht den feinen Pinzel in das Schminnapfchen aus polirter Lava, in welchem sich der purpurrothe Saft befindet, der aus einer besonderen Art von Meeralg gewonnen wird, und gibt ihren Lippen ein brennendes Infarnat, dann nimmt sie mit ihrem zarten Fingerring eine andere Schale mit dem aus dem fernen Orient bezogenen Stibium und schwärzt die schön geschweiften Brauen und Wimpern, bis unter den schwarzen Schatten die feurigen, liebewarmen Mädchenaugen hell leuchtend hervorblitzen, und endlich zeichnet die junge Dame sogar die feinen Rern der Schläfen mit blauer Farbe nach. Noch ein befriedigter Blick in das glänzende Metall und das diskrete Kunstwerk ist fertig. Das liebevolle Bild, welches der Spiegel zurückstrahlt, wird die Zeugnisse doree von Pompeji heute für alle Zukunft an Fulvia's Triumphwagen setzen, und unter den Löwen, welche heute während des Kampfs die Todeswunde empfangen, befindet sich sicherlich auch der Löwe des Tages, der schöne, junge, reiche, schwarze zu zähmende Meleager.

Der Komödiantenvater.

Eine einfache Geschichte

von

Georg Söcher.

Schluß.

Der Eichbauer war unterdessen in seiner Wohnstube unruhig auf und ab gegangen.

Die Unterbrechung mit Leuschner hatte ihn doch mehr ergriffen, als sein starrer Sinn sich wollte merken lassen. Seine anfängliche Nichtachtung des alten Komödianten war mehr und mehr geschwunden, je länger er mit diesem zusammen war und aus allen Worten seine grenzenlose Liebe für Frieda erkannte.

Der Eichbauer war ein scharfer Kenner und Beobachter des menschlichen Herzens. Aus dem Gebahren Leuschner's war ihm klar geworden, daß dieser ihm keine Komödie vorgespielt hatte, als er sich erbot, freiwillig zu gehen und niemals wieder zurückzukehren.

Der Eichbauer glaubte jetzt, daß Leuschner sicherlich sein Versprechen gehalten haben würde.

Freilich, sein Entschluß stand nach wie vor fest: die Tochter des herumziehenden Komödianten konnte nicht seine Schwiegertochter werden.

Aber je mehr er hartnäckig auf seinem Entschlusse beharrte, desto wichtiger erschienen ihm die Gründe, die ihn zu diesem bewogen hatten.

Schließlich war er auch ein fehlender Mensch und, das mußte er sich selbst eingestehen, sein todttes Weib hatte unter seiner Halsstarrigkeit auch Manches zu leiden gehabt. Und zu Allem war der Eichbauer kein einseitig beschränkter Mensch. Er sagte sich, daß es nicht nur die äußeren Glücksgüter und die Wohlstandigkeit vor den Menschen sind, welche dem Menschen Rechtschaffenheit verleihen, sondern daß die beseligende Nächstenliebe die Triebfeder alles Guten sei.

Dieser schäbig gekleidete, verhöhlte und geschmähte Komödiant, hatte er nicht mehr Selbstverleugnung und Liebe gegen sein Kind bewiesen als er, der Eichbauer, selbst, der sich so viel auf seine und seiner Vorfahren makellose Rechtschaffenheit einbildete?

„Freilich,“ suchte er sich einzureden, „der Komödiant hatte gut uneigennützig sein. Er kann nichts verlieren, sondern nur durch Frieda's Heirath gewinnen. Seine scheinbare Selbstlosigkeit war nur hochgradiger Eigennutz in Wirklichkeit.“

Trat aber dann das Bild des alten Mannes wieder vor sein Auge, wie dieser ihn mit so rührendem Flehen und überzeugender Treuebrigkeit angeblickt hatte, dann vermochten alle Einwände nicht Stich zu halten.

„Und es muß doch so bleiben, wie ich will,“ sagte er alsdann und trat zornig mit dem Fuß auf den Boden.

Da fiel ihm plötzlich bei, daß der alte Mann ihm wider seinen Willen einen Schwur abgeloht habe.

Wie, wenn Leuschner einen Selbstmord beginge, ihn dadurch als Ehrenmann an seinen Schwur bände — was dann?

„Thorheit, Narrheit!“ bäumte er sich gegen diesen Gedanken auf. „Wenn der Mensch wirklich so wahrhaftig wäre, diesen Schritt zu unternehmen, was geht es mich schließlich an. Es bleibt darum doch Alles beim Alten, muß bei ihm verbleiben, denn die Tochter eines Selbstmörders käme gar nie in mein Haus!“

Aber sein Gewissen, sein eigenes Gerechtigkeitsgefühl ließen ihm keine Ruhe.

„Nein, dann kann es nicht beim Alten bleiben,“ erklang es in seinem Innern, „denn dann hast du viel gut zu machen. Deine Starrheit hat den Alten in den Tod getrieben! Und er nahm deinen Schwur mit und diesen Schwur hörte Gott!“

Der Eichbauer war ein glaubensstrenger, bibelfester Mann. Dieser Gedanke war ihm gar schrecklich.

Der sonst so selbstbewußte Mann rannte verzweiflungsvoll in der Stube umher.

„Mein Herr und Gott,“ sagte er ein über das andere Mal, „die Gewissensbisse und die Schmach ertrage ich nicht!“

Die Thüre that sich auf und ein Knecht trat herein.

„Was willst Du noch?“ herrschte sein Herr ihn unfreundlich an.

„Eichbauer,“ sagte der Knecht bedächtig, „auf dem Hofthor steht etwas Geschriebenes. Es ist so komisch gekritzelt, daß man es nicht lesen kann.“

„Was kümmert mich das?“ polterte der Eichbauer.

„Ich dachte nur,“ meinte der Knecht, „weil jetzt so viel Gesindel im Dorfe ist. Heute Nachmittag stand's noch nicht da.“

„Wie hast Du es denn jetzt sehen können? Es ist ja dunkel draußen.“

„Ich steckte mir vor dem Thor meine Pfeife an, weil ich in's Wirthshaus gehen wollte.“

„So sag's meinem Sohn,“ beischloß der Eichbauer, „der soll nachsehen.“

„Er ist nirgends zu finden.“

„Ist denn heute Alles verkehrt?“ rief der Eichbauer unruhig. „So nimm das Licht und leuchte!“

Damit verließ er das Zimmer, gefolgt von dem die Lampe tragenden Knechte.

Auf dem Hofthore waren grobe Schriftzeichen, mit Kreide ausgeführt, zu erkennen. Bei dem schwachen Lichtschimmer las der Eichbauer mühsam:

„Eichbauer, ich gehe zu Gott! Denkt an Euren Schwur!!!“

Der Bauer nahm dem Knechte die Lampe aus der Hand und ging schweigend in die Wohnstube zurück.

In dieser angelangt, setzte er die Lampe auf den Tisch und ließ sich in seinem Sorgenstuhle nieder, in langes Stillschweigen verfallend.

„Also doch,“ sagte er dann gepreßt vor sich hin. „Es hätte mir's denken können. Jetzt ist es aus mit Ruhe und Glück!“

„Wie, wenn es eine leere Drohung gewesen wäre und der alte Komödiant verlasse nur heimlich die Gegend. Zu vertrauen wäre es ihm schon,“ sagte er dann aufathmend. „Aber dann muß er noch in der Nähe sein!“

Sofort sprang der Eichbauer auf und sein kräftiger Ruf hatte bald seine zahlreichen Knechte in der Stube versammelt.

„Hört einmal aufmerksam zu,“ sagte er zu diesen. „Habt ihr den alten Schauspieler gesehen, der heute Nachmittag bei mir war?“

„Ja, ja!“ erscholl es von mehreren Seiten.

„Glaubt ihr ihn wieder erkennen zu können in der Nacht?“

„Gewiß!“ war die einstimmige Antwort.

„Nun, dann vertheilt euch und sucht die Wege nach ihm ab. Wo ihr ihn findet, müßt ihr ihn in Güte oder Gewalt zu mir zurückbringen. Habt ihr verstanden?“

Die Knechte bejahten.

„Nun, dann geht, aber thut dem alten Mann nichts zuleide.“

Die Knechte entfernten sich und der Eichbauer wartete in fieberhafter Ungebuld auf ihre Rückkehr.

Wohl eine Stunde mochte er in banger Erwartung zugebracht haben, als er auf der Straße ein reges Stimmengewirr vernahm, das sich gleich darauf in seinem Hofe festpflanzte.

„Jetzt muß es sich entscheiden,“ sagte der Eichbauer und fuhr bang mit der Hand nach dem Herzen.

Aber so mannigfach auch die Gefühle in seinem Herzen durcheinander wogen mochten, ansehen konnte man dem Manne nichts, so fest und hochauferichtet stand er vor dem Tisch und schaute nach der Thüre.

Diese ging auf und von Knechten umringt erschienen Gottfried und Frieda, in ihrer Mitte Leuschner führend.

Ein feierliches Stillschweigen entstand.

Die Uebrigen waren zurückgetreten und die beiden Männer standen nun Auge in Auge einander gegenüber.

Der Eichbauer winkte den Knechten, die Stube zu verlassen, welchem Befehle dieselben sofort nachkamen.

„Ihr habt Euch tödten wollen?“ fragte der Bauer ruhig, indem er sich mit der Hand auf den Tisch stützte und sein Gegenüber mit einem durchdringenden Blicke maß.

„Ja,“ sagte Leuschner fest und blickte dem Bauer unerschrocken in das Auge.

Dieser räusperte sich und sah fragend zu den jungen Leuten.

„Wie kommt es, Gottfried,“ sagte er, „daß man euch Beide mit aufgegriffen hat?“

Gottfried trat näher zu seinem Vater, indem er Frieda's Hand nicht losließ und sagte ihm Alles unverholen.

Der junge Mann verschwiegte nicht, daß sein Zusammen treffen mit Frieda ein verabredetes gewesen. Die Liebe verließ ihm Muth und so trogte er auch dem Stirnrunzeln des Vaters, indem er ihm erklärte, daß er Frieda viel zu sehr lieb habe, als daß er jemals von dieser lassen könne.

Als Gottfried dann auch auf den erschütternden Vorgang zu sprechen kam, dessen Zeuge Frieda und er selber gewesen waren, und mit ruhiger Einfachheit Alles erzählte, da wogte die Brust des Eichbauers höher und er vermochte ein inniges „Gott sei Dank!“ nicht zu unterdrücken.

Als der junge Mann aber geendet, schritt der Eichbauer auf Leuschner zu und bot ihm die Hand.

„Schlagt ein, Gevatter,“ sagte er mit rauher Herzlichkeit; „wer für sein Kind in den Tod zu gehen vermag, muß ein guter Mensch sein.“

Leuschner wußte kaum, wie ihm wurde. Wie im Traum legte er seine Hand in die dargebotene Rechte. Er fühlte deren kräftigen Druck, aber er vermochte nichts weiter zu sagen, als „Dank, tausend Dank!“

„Keine Ursache,“ sagte der Eichbauer, „war nur meine Schuldigkeit.“

„Macht, daß ihr zum Gevatter Diestel kommt,“ herrschte er hierauf das junge Paar an, „und sagt ihm, heute über vier Wochen sei Hochzeit. Ich habe mit Frieda's Vater noch ein Wort allein zu sprechen.“

Das Mädchen wollte in lauten Jubel ausbrechen, aber der Eichbauer verhinderte dies dadurch, daß er dasselbe einfach zur Thüre hinausdrückte und diese hinter ihm schloß.

„Na, Mann,“ sagte der Bauer dann zu dem noch wie verklärt dastehenden Leuschner, „das wäre geschehen. Was fangen wir nun aber mit Euch an? Bei Eurer Komödianterei könnt Ihr doch nicht bleiben.“

Leuschner sah den Bauer bittend an.

„Scheltet mir meine Kunst nicht,“ sagte er alsdann weich, „sie hat mich in den schwersten Stunden meines Lebens mit Trost erfüllt. Freilich, zu Euch auf's Dorf kommt nur ihr verdorrenes Zerrbild, aber in der Brust des Künstlers vermag sie sich zum Heiligtum zu gestalten.“

Die schöne Wittwe.

Roman

von

G. S. v. Dederoth.

(Fortsetzung.)

Ella hatte Widerspruch erwartet, gewünscht, hatte ihn provozieren wollen. Es sollte ausfallen, als füge sie sich einer besseren Ueberzeugung, die sie von einer irrthümlichen Auffassung befreit. Sie wünschte in die Lage gesetzt zu werden, ohne Erröthen nachgeben zu können, und Helene spielte die Empfindliche, anstatt ihre Absicht zu errathen, es ihr zu erleichtern, ihre Komödie zu Ende zu spielen!

Ja, Helene mußte es wissen, daß ihr eine Vertraute, eine ergebene Freundin in diesem Moment mehr werth denn je, und dem ersten Schrecken der Bitterkeit folgte der Argwohn, sie habe, ohne es zu ahnen, das Rechte getroffen, Helene war im geheimen Einverständnis mit Barning, daher diese schroffe Aussage, als sie sich ertappt gesehen!

Tausend argwöhnliche Gedanken durchschwärmten den Kopf der erregten Frau.

Untreue, Verschwörungen gegen sie überall. War nicht auch Alm in L gewesen, obwohl er Urlaub nach Widdberg genommen? Hatte Helene ihn vielleicht nach L. geschickt, Barning zu avertiren, daß sie nach L. komme, daß der Prinz ihr eine besondere Einladung geschickt? Hatte Barning es ahnen können, mit welcher Absicht sie nach L. gefahren, welche Stimmung sie beherrscht, so hatte er vielleicht absichtlich den Prinzen provoziert!

Die Bilder ihrer erregten Phantasie wurden immer bunter, sich widersprechender, sie fühlte sich wie ein steuerloses Schiff von den Fluten hin und her getrieben, ja, sie mußte nicht einmal, wohin sie wünschte, daß des Schicksals Laune sie treibe.

Helene hatte es fast als zweifellose Gewißheit ausgesprochen, daß Willi Barning Ella liebe, sie hatte nicht ahnen können, in welcher Beziehung sie durch ein solches Wort eine wundete Stelle der Baronin berühre, denn sie täuschte sich sehr, wenn sie voraussetzte, Ella's Eitelkeit sei es, die sich gegen den Gedanken sträube, die Frau eines Bürgerlichen werden zu können.

Die Wunde, welche Ella in der Brust trug, deren Jucken alle ihre Handlungen erklärte, hatte sie Jedem verborgen; wer sie heute nach derselben Schablone beurtheilte, wie damals, wo sie Lieben ihre Hand gereicht, der verkannte sie schwer. Wie wir oben angedeutet, hatte Ella stets eine Abneigung gegen den Kaufmannsstand gehegt, vielleicht weil sie im Hause ihres Vaters meist nur Leute gesehen, denen die Handelsinteressen, das Erwerben von Geld, das Prahlens mit Reichtum und das Wägen der Menschen nach ihrem Besitze zur andern Natur geworden — vielleicht weil ihrem Geschmack gerade die Bewerber, welche der Vater bevorzugte, am wenigsten zusagten, hatte sie es sich in den Kopf gesetzt, Jemand zu wählen, den ein edlerer Stolz den Mammon und das Streben nach Vermehrung desselben verachten ließ. Der Leichtsin, mit welchem der Baron Lieben sein Vermögen vergeudet, erschien ihr, seit sie einmal Interesse an der Person gefunden, fast als eine Tugend, er betrachtete das Gold als ein Mittel, das Leben zu genießen, aber nicht als nothwendig, um geachtet zu werden, er hätte es verschmährt, sich an Geschäften zu betheiligen, um Geld zu verdienen, er beugte sich nicht vor den reichen Handelsherren, die auf Ella's Vater herabsahen, weil sie einige Millionen mehr besaßen, sie glaubte, an seiner Hand in eine andere Welt zu treten, die rein vom Reibe und der Mißgunst um elendes Gold, sie sah in Lieben die Verkörperung ihrer Ideale von ritterlichem Wesen und Denken. Die Blüte ihres Herzens erschloß sich in erster Liebe und je schwerer es ihr geworden, die Einwilligung ihres Vaters zu ihrer Verbindung zu erhalten, mit je festerem Vertrauen sie jeden Argwohn gegen den Geliebten zurückgewiesen, um so zuversichtlicher baute sie darauf, daß Lieben ihr Vertrauen rechtfertigen werde. Sie glaubte seinen Schwüren der Liebe, sie war empört, daß ihr Vater selbst bei Festsetzung des Ehevertrages noch Mißtrauen verrieth, sie schob das Freilich zur Last, der stets gegen den Baron eingenommen gewesen. Es stellte sich sehr bald heraus, wie berechtigt der Argwohn ihres Vaters gewesen, daß Lieben nicht mit Geld zu wirtschaften verstehe; wenn Ella auch selbst dazu geneigt war, das Geld leicht auszugeben, so erschraf sie doch vor den Summen, welche Lieben verbrauchte, wenn er ihr immer wieder zumuthete, Extrazuschüsse von ihrem Vater zu fordern. Sie würde den Leichtsin Lieben's noch härter beurtheilt haben, wenn sie nicht dem Argwohn, den ihr Gatte zu seiner Entschuldigung angeregt — ihr Vater sei zehnmal reicher, als er zugeben wolle, Glauben geschenkt, ja, sie ergriff Partei gegen ihren Vater, wenn Lieben erklärte, Jener verleite ihn zum Schuldenmachen; wenn der alte Barning eine genügende Rente ausgezahlt hätte, wäre es möglich gewesen, sich darnach einzurichten.

Ella liebte ihren Gatten, glaubte sich von ihm geliebt, und vergiess ihm daher gern Alles, was ihr nur Unannehmlichkeiten und harte Worte ihres Vaters zuzog, aber doch ihres Herzens Glück nicht berührte; mit Empörung wies sie den Versuch zurück, den Freilich machte, ihr Zweifel an der Treue ihres Gatten zu erwecken. Als sie sich endlich nicht mehr gegen die Ueberzeugung verschließen konnte, daß Lieben

ein grenzenlos leichtsinniger Verschwenker, war es doch ihr Stolz und ihr Trost, daß er glücklich in ihrer Liebe.

Baron Lieben zog mit den Truppen der Landwehr in den Krieg. Der Vater Ella's rief seine Tochter zu sich, er fühlte, daß er Abschied von ihr nehmen müsse, er sprach zu ihr von seiner Sorge, aber er wagte das Schlimmste, das er von Lieben erfahren, nur anzudeuten, nur als Befürchtung hinzustellen, er mochte ihr nicht das Herz brechen. Es war ja möglich, daß das Leben im Felde eine wohlthätige Wirkung auf Lieben übe, daß der junge Mann mit ernsteren Lebensanschauungen zurückkehrte — sollte der Vater seinem Kinde das Vertrauen auf den Mann rauben, den ihr Herz liebte und den in nächster Stunde eine Kugel erreichen konnte?

Freilich hatte dem alten Barning die Beweise verschafft, daß Lieben nach seiner Verheirathung die Beziehungen zu einem Mädchen fortgesetzt, dem er früher die Ehe versprochen, daß er demselben sogar seine veränderten Verhältnisse verschwiegen. Lieben fiel in der Schlacht und die Männer beschloßen, ihr den Betrug nie zu enthüllen, den der Verstorbenen ihrem Herzen gespielt. Aber das Geheimniß sollte Ella doch enthüllt werden. Unter den Effekten ihres Gatten, die man ihr zustellte, fand sie in der Geheimtasche eines Portefeuilles, dessen Etiderei sie für den Gatten gefertigt, einen Brief Lieben's, den derselbe am Tage vor seinem Tode begonnen, aber nicht vollendet. Er hatte keine Adresse, aber die Adresse lautete: „Einzig geliebte Hulda!“ Lieben bat in dem Schreiben die Adressatin, ihm doch endlich zu vergeben, daß er ihr verschwiegen, wie er sich habe in's Ehejoch schmiegen lassen müssen; er werde die Fesseln ja sicher sprengen, sobald ein alter Mann die Augen geschlossen und er Aussicht habe, sich ein Vermögen für die Zeit der Freiheit sicher zu stellen.

Was Ella die Brust durchwühlte, als sie dieses Schreiben in den zitternden Händen hielt, malt keine Feder, aber wie ihr Herz auch zerrissen, es war zu stolz für die Klage, sie wahrte das Geheimniß, als brandmarkte es nicht nur den Betrüger, sondern auch sie, die den Ehrsitzen geliebt, um seinen willen ihrem alten Vater fast die Liebe des Kindes versagt.

Von diesem Augenblicke an schämte sich Ella, Vertrauen, weichere Gefühle des Herzens zu verrathen, da sehnte sie sich, einen Platz in der Welt zu finden, auf dem sie fern dem Treiben der Menschen, unnahbar der zudringlichen Menge, kalt und verächtlich herabschauen konnte auf Jeden, der um ein Lächeln von ihr buhlte. Die Huldigung des Prinzen verbieth ihr einen solchen Platz, den stolzen Verwandten desselben konnte sie trotzig fern bleiben, auf Diejenigen, die sie beneideten, herabschauen; es trennte sie eine Schranke von der Gesellschaft, die ihrer bitteren Stimmung willkommen.

Dem Leser ist es jetzt erklärt, wie gewaltig es sie erregen mußte, zu hören, daß die Geliebte ihres Gatten als Schwester ihres Hörers auf ihrem Gute verweile; Ella hatte Ritter mit Erkundigungen beauftragt, sie hatte dem Weibe, das Lieben ihr vorgezogen, ein Almosen zuwenden wollen, falls sie darbe, jetzt erfuhr sie, daß Lieben wohl nur deshalb so oft nach Liebenstein gefahren, um Jene wiederzusehen, während er ihr gesagt, er schmückte das Schloß zu ihrem Empfange!

Der Eindruck, den Willi Barning auf Ella gemacht, hatte es ohne ihr Wissen verschuldet, daß sie sich mehr mit den Bedenken beschäftigte, welche sie vor der Verbindung mit dem Prinzen warnten, daß sie mit Beschämung erkannte, wie sie sich durch das Zurschauftragen herzoglicher Strenge, des Hochmuthes, der Gefühlslosigkeit in ein nicht bloß ungünstiges Licht stelle, sondern sich verächtlich mache; das Wort: „Ich beklage Sie!“ hatte ihr den Spiegel vorgehalten, in dem sie ihr Inneres gesehen, wie sie ohne Halt, jeder Erregung ihres Temperaments nachgebend, ihrem eigenen, besseren Gefühle Hohn gesprochen.

Willi Barning sollte sie lieben, trotz der Maske, in der sie sich ihm gezeigt — Helene hatte das aus innerster Ueberzeugung gesprochen. Ella hatte nach ihrer Gewohnheit, ihre innersten Gefühle zu verbergen, einen Argwohn hingeworfen, um nicht errathen zu lassen, welchen Sturm das Wort in ihrer Brust hervorgerufen, und sie hatte Diejenige tief verlegt, nach deren Vertrauen sie jetzt dürstend verlangte!

Zwölftes Kapitel.

Am frühen Morgen nach schlummerloser Nacht hatte Ella sich bereits erhoben und war hinaus auf die Terrasse getreten. Noch lag ein grauer Nebel auf den Wipfeln der Bäume unter ihr, wenn sie den Blick zur Felsenschlucht hinabsenkte, von den Blüten und Blättern der Pflanzungen auf der Terrasse funkelten Thautropfen wie Brillanten, ein frischer, würziger Duft belebte und erquickte die nervös angespannte Frau. Plötzlich ließ ein Gedanke, der in ihr aufgetaucht, das Auge erglänzen, und wie von einem rasch gefassten Entschlusse begeistert, begab sie sich durch eine kleine Pforte nach dem Hofraum und ertheilte einem Stalldiener den Befehl, er solle das Anspannen ihres Wagens in einer Stunde veranlassen.

In diesem Augenblicke erschien Alm auf dem Hofe. „Gnädige Frau,“ redete er sie an, „verzeihen Sie mir eine gehorsame Vorstellung. Sie haben verboten, den Förster Jornaun verfolgen zu lassen. Es ist mir gemeldet, daß er gestern Abend in der Försterei gesehen worden. Ich beschwöre Sie, wenigstens nicht ohne Begleitung eines Dieners zu frühen oder zu späten Stunden, wenn die Waldwege einsam, durch die Schlucht zu fahren.“

„Mag sein, Gervatter,“ erwiderte der Eichbauer, „aber verstehe das nicht. Als der Schwiegervater meines Sohnes mißt Ihr aber hier sein bleiben. Müßig gehen will Ihr doch auch nicht, he?“

Leuschner machte eine abwehrende Bewegung. „Nun, seht Ihr, das freut mich,“ sagte der Eichbauer, „denn Arbeit ist das halbe Leben. Wißt Ihr was, steht doch in den Bauernrock und helft mir den Hof bewirthschaften. Wenn Ihr auch nicht viel davon versteht, das lernt sich bald.“

„Mein Gott, zu viel des Glücks,“ stammelte Leuschner und versuchte, dem Bauer die Hand zu küssen.

„Macht doch keinen Unsinn,“ sagte dieser beinahe ärgerlich. „Ich that nur meine Schuldigkeit. Kommt jetzt zu den Kindern, Ehrenmann neben Ehrenmann. Wenn's Euch nicht ist, trinken wir noch heute Abend Bruderschaft!“

Auf Vorposten.

(Bild S. 412.)

Unsere Illustration führt uns in die ungarische Puszta, zur Zeit, als die wilden Söhne des magyarischen Landes gegen die eindringenden Schaaren der Türken kochten. Die beiden Völker waren sich gleich an Muth und Gewandtheit, der Türke jedoch war überlegen an Zahl, er trat stets in großen Massen wohl disciplinirter Truppen auf und die ungarischen Reiter konnten gegen den mächtigen Feind nur einen Ueberfallskrieg führen; dazu waren sie jedoch viel geschickter. Pferd und Reiter waren eins, wie der Wind brausten sie über die Heide, plötzlich standen sie da, wie aus der Erde gebauert, und ebenso schnell waren sie dann wieder verschwunden. Ihre Wachsamkeit schützte sie vor Ueberumpelungen und ihre Schlaueit machte sie den Türken fürchtbar. So seltsam wild wie ihre Art und Weise war auch ihre Kleidung und Bewaffnung; neben dem Feuergewehr führten sie den Bogen, die Lanze und das krumme Schwert.

Unter Holzschnitt zeigt hier Gestalten dieser wilden Horden auf Vorposten. Es ist ein malerisches und originelles Bild von wirthlicher Stimmung.

Goldenkron in Böhmen.

(Bild S. 416.)

Die Ufergegenden der höheren Moldau von Hohenfurt bis Budweis bilden ein herrliches Kaleidoskop. Einen besondern Reiz verleiht ihnen der ehrwürdige historische Hintergrund, dieselben in einer romantisch-märchenhaften Schleier hüllend. Einer der glänzendsten Punkte einer Reise durch das malerische Moldausthal in dieser Gegend ist Goldenkron, Sitz des gleichnamigen Klosters. In dem wir längs des Ufers dahinschreiten, erblicken wir eine mächtige Anlage, geschmückt mit grünem Gaine, und es erheben sich vor unseren Blicken die düsteren bemauerten Giebel des alten Klosters „Goldenkron“, ein ehrwürdiges Gebäude und zugleich Zeuge des höchsten Glanzes dieses Klosters. Die alte Kirche verfallt immer mehr, die glänzenden architektonischen Formen schwinden, das mächtige Gewand ist verwittert und fällt stückweise ab. Die einstige Herrlichkeit dieser Kirche bezeugen noch die inneren Wölbungen in den auf achtzig hohen riesigen Säulen ruhenden Seitenschiffen. An den Seiten des Presbyteriums sind zwei imposante Mausoleen. Das eine ist gewidmet dem Gründer des Goldenkroner Klosters, Przemysl Ottokar II., das andere enthält die Ueberreste eines freigelegten Sönners des Klosters, Baron von Barau. Ottokar's Mausoleum hat die Gestalt eines Sarges, dessen Deckel die Hand des Todesengels emporhebt als Andeutung, daß Ottokar's Ueberreste hier nicht ruhen. Barau's Grabmal ist ein geschlossener Sarg, umgeben von christlichen Gestalten. Das Klosterthor trägt die Inschrift: Goldenkron (Zlata Koruna); auf der innern Seite ist die Inschrift ergänzt mit folgenden lateinischen Worten: „Aus dem heiligen Kreuze Austerias entsprungene heilige Dornenkrone Böhmens. Nach Aufhebung der Krone blieb dieses Kreuz Austerias. Aufgehoben 1785. Gegründet 1263, blühte 522 Jahre.“

Der Klosterhof ist mit schönen alten Linden gegürtet zum Ansehen, daß, als das Kloster von Zlata verbrannt wurde, an diesen Linden zwei Mönche gehängt wurden. Diesen Gegenstand berührt auch ein lateinischer Gedicht, dessen Autor wahrscheinlich ein Goldenkroner Mönch gewesen und das folgendermaßen lautet: „Steh still, überbergender andächtiger Pilger, sieh' die immergrüne Linde, die nicht so leicht vergeht als Symbol des Märtyrertums. Bewundere die lapuzenähnlichen Blätter, welche die grünen Aeste zwischen durch reiche Feuchtigkeit. Solche beabsichtigst du nicht, Jüde, du Wundermacher, der heilige Männer hängt.“

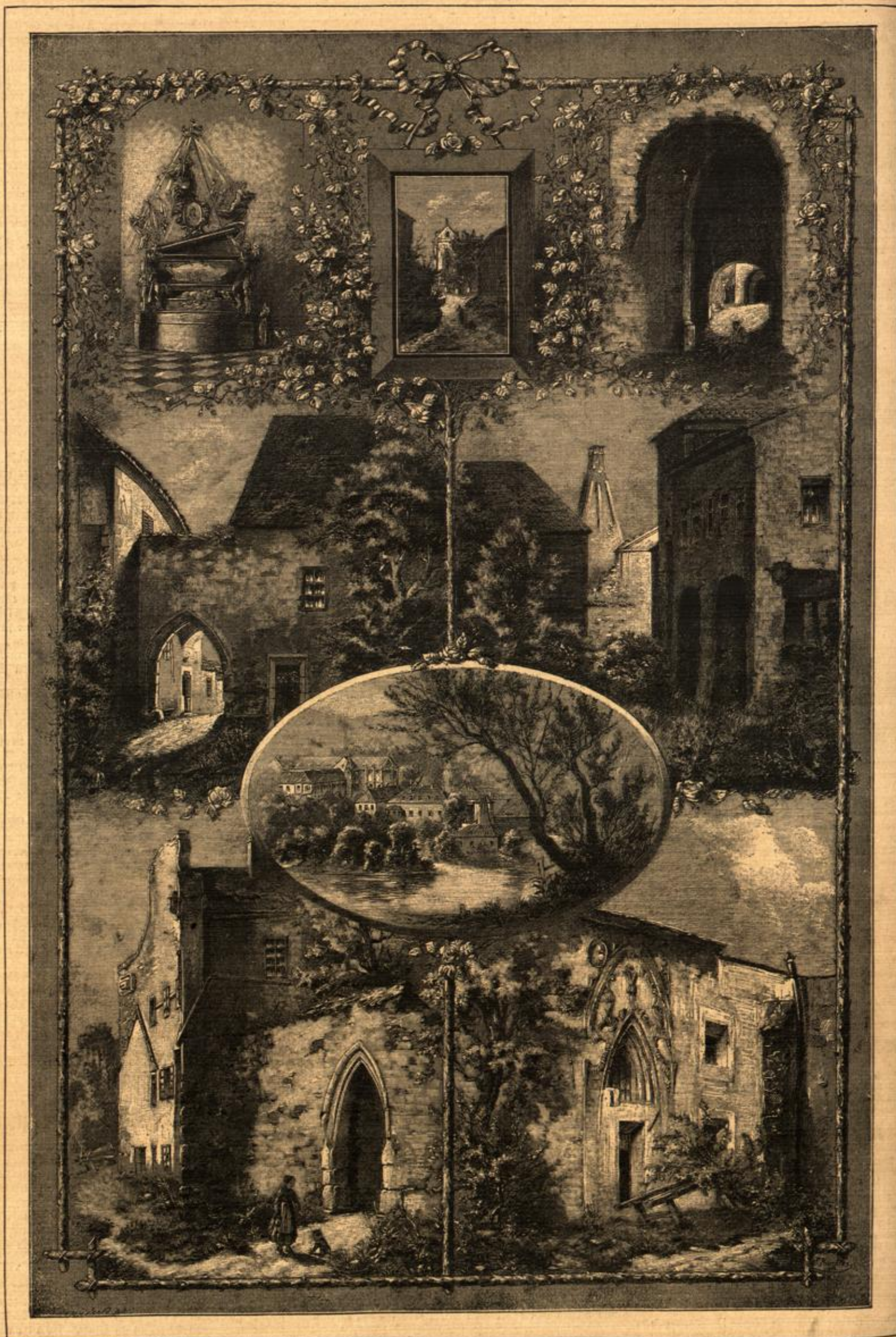
Das ganze Kloster geht dem gänzlichen Verfall entgegen. Jetzt befindet sich daselbst ein Eisenwerk, in den einst stillen Gängen schmelzen, kochen und schnarren Räder und Maschinen.

In einigen Jahren wird das Kloster ein Schutthaus sein.

Dasselbe wurde im Jahre 1263 von Przemysl Ottokar II. gegründet zum Andenken an den über den Ungarnkönig Bela erlangten Sieg bei Kressenbrunn. — Den Namen „Dornenkrone“ erhielt es von einem Stücke der Dornenkrone Christi, das Ottokar als Geschenk vom französischen Könige Ludwig dem Heiligen erhielt, welches als heilige Reliquie im Kloster aufbewahrt wurde. Das Kloster, bewohnt von Cisterziensermönchen, wurde 1420 von den Taboriten unter Ziska's Anführung zerstört. Seit der Zeit gelangte es nie mehr zu seinem vorigen Glanze, obwohl es unter dem Schutze der Rosenberge sich bedeutend wieder hob, aber das mächtige Ansehen war dahin. Im Jahre 1785 wurde es von Kaiser Joseph II. aufgehoben und dessen Güter an die Schwarzenberge verkauft, in deren Besitz sie bisher sich befinden.

Sinnspruch.

Die Abhängigkeit des Weibes vom Manne ist, so lange sie in der Vernunft und Billigkeit geachtet, so lange bleibt, nur ein Schmeißel, kein wirkliches, weil in den meisten Fällen das Weib es ganz in ihrer Gewalt hat, diese Abhängigkeit zu mahigen, zu mildern, ja zu versüßen.



Goldentron in Böhmen. Zeichnung von E. Prehler. (S. 415.)



In der Kaiserhoffküche in Berlin. Originalzeichnung von W. Geißler. (S. 418.)

„Wie kamen Sie gestern nach Bad L.“ fragte Ella, anstatt seine Warnung zu beachten.

Der scharfe Ton der Sprache trieb ihm das Blut in das Gesicht. „Ich wollte Erkundigungen über einen Förster einziehen, der mir empfohlen,“ antwortete ihm.

„Beim Grafen Sternheim?“

„Ja, gnädige Frau!“

„Beilen Sie sich mit der Neubesehung der Stelle nicht. Ich werde deshalb erst Rücksprache mit dem Justizrath Frelich nehmen.“

„Gnädige Frau, verzeihen Sie mir die Frage, geschieht es mit Ihrer Bewilligung, daß der Herr Justizrath mich abermals aufgefördert, ihm die Bücher nach L. zu senden?“

„Wozu die Frage? Er verwaltet mein Vermögen, er wird die Rechnungsabläufe prüfen wollen. Fürchten Sie etwa eine Revision?“

„Der Herr Justizrath hat in einer Weise für den Förster Zornau Partei genommen, daß ich in dieser Forderung einen Beweis des Mißtrauens sehe, welches ich wahrscheinlich Verleumdungen Zornau's verdanke. Ich bitte Sie, gnädige Frau, mich zu schützen — Sie waren so gütig, mir das zu versprechen.“

„Herr von Alm,“ unterbrach Ella den jungen Mann, „der Justizrath beschuldigt Sie, den Förster schwer gereizt zu haben. Ich hatte Ihnen befohlen, die Angelegenheit mit Zornau in Güte zu arrangieren. Ich argwöhne, daß Sie meinem Willen nicht nachgekommen.“

„Ich vermochte mit einem Manne nicht gütlich zu verhandeln, gnädige Frau, der die Achtung gegen Sie gröblich verletzte, der, auf Beziehungen des seligen Herrn Baron trohend, sich Alles erlauben zu dürfen geglaubt.“

„Ich werde Recherchen anstellen,“ rief Ella, um weitere Erklärungen abzuschneiden. „Der Justizrath muß sachliche Gründe haben, wenn er dem Förster, den ich entlassen wollte, mehr traut als Ihnen!“

„Ich bin bereit, jede verlangte Auskunft zu geben und Rechnung zu legen; aber wenn der Herr Justizrath durch den Herrn Barning spionieren, die Leute ausfragen läßt, so beweist das Einfordern der Bücher einen Argwohn, den ich nicht hinnehmen kann, der mich veranlaßt, Ihren Schutz anzurufen oder meinen Posten aufzugeben.“

Ella erröthete, das war die zweite Kündigung, die ihr wurde, aber mehr als das erregte sie die Behauptung, Barning horche ihre Leute aus.

„Sie irren sich wohl,“ sagte sie, „Herr Barning kann kein Interesse daran haben, sich über Verwaltungsangelegenheiten zu unterrichten.“

„Dann nimmt er dieselben zum Vorwand, nebenher andere Fragen an Ihre Leute zu richten, jedenfalls ist er merkwürdig neugierig, er ist früh und spät auf dem Gute, als hätte Bad L. keine anderen Promenaden; vorgestern Abend sah ich ihn sogar in der Nähe der Terrasse, wo Sie saßen, er sprach mit dem Gärtner und empfahl sich, als er mich bemerkte, sehr hastig.“

Ella wollte das Blut heiß durch die Adern. Sollte ihr Argwohn sich bestätigen, daß Barning heimlich Beziehungen zu Helene angeknüpft?

„Mit wem haben Sie ihn noch sonst gesehen?“ fragte sie, ohne ihre Erregung verbergen zu können. „Gibt sein neugieriges Interesse nur dem Zustande des Gutes, den Anlagen, oder hegen Sie einen schlimmeren Verdacht?“

Es war für Alm nicht schwer, zu errathen, was ihr Blut in Wallung setzte. „Ich werde Ihnen darüber Meldung machen, gnädige Frau,“ versetzte er, „sobald ich Genaueres weiß. Ich werde scharfer aufpassen, wenn ich die Erlaubnis dazu erhalte, den Herrn im Nothfalle zur Rede zu stellen.“

„Das gestatte ich in dem Augenblick, wo Sie bemerken sollten, daß unbefugte Neugierde meiner Person zu nahe tritt. Die Anlagen stehen dem Publikum offen, aber ich will nicht genirt, nicht in meinem Privatleben beobachtet sein!“

„Ich habe den Verdacht, gnädige Frau, daß Herr Barning solche Rücksichten nicht kennt. Er ist jeden Abend in der Nähe des Schlosses.“

„Es würde mich interessieren, mich von der Wahrheit Ihrer Behauptung zu überzeugen — glauben Sie, daß er auch heute Abend hier zu treffen sein wird?“

„Ich glaube das bestimmt, aber ich könnte Sie vielleicht nicht von der Wahrheit meiner Worte überzeugen, wenn ein Dritter etwas davon erfährt. Ich will Niemand verdächtigen, aber ich traue Keinem.“

„Es soll Niemand etwas davon erfahren, Herr von Alm. Ich werde heute Abend ohne Begleitung auf der Terrasse verweilen, ich überlasse es Ihnen, mir den Beweis zu liefern, daß sich Unbefugte in meine Nähe drängen, vielleicht gar meine Gespräche belauschen. Das Urtheil darüber,“ setzte sie mit Betonung hinzu, „ob ich Herrn Barning für die Folge daran hindern will, in der unmittelbaren Nähe des Schlosses zu promenieren, oder ob ich ihn erlaube, das offen und ungenirt zu thun, behalte ich mir vor.“

Damit war Alm entlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensregel.

Wenn du dein Steuer tapfer lenkst,
Erfreut dich eine schöne Bahn;
Und wenn du dich am Ende dann bedenkst,
Der Zufall hat das Beste doch gethan.

In der Küche des „Kaiserhofes“ zu Berlin.

Von

Oskar Cordel.

(Bild S. 417.)

In der vornehmen, lustigen Glashalle des „Kaiserhofes“ saßen wir beim Diner; unsere durch die politischen Tagesereignisse genährte Unterhaltung drohte gerade ein wenig lebhafter zu werden, als der Gemüthlichkeit frommen mochte. Da brachte Freund Sternbach, der allzeit joviale, einen fernigen Protest aus gegen die Fortsetzung: „Wenn ihr wollt, daß ich unter euch bleibe, so laßt jetzt Kamerun Kamerun und Zanzibar Zanzibar sein. Sprecht vom Edisonlichte, von Renaissance, vom Gedankenlesen, meinethwegen vom Beilichtentresser — ihr zwingt mich sonst, zu glauben, die Politik habe euren Charakter schon so tief verderbt, daß ihr für nichts Anderes mehr zu haben seid. Liegt uns denn das menschenwürdigste aller Themen so fern? Seht diesen entzündend aufgemachten Hammelrücken mit seinem rosigen, kaffeeigen Schnitte, diese Schnepfen im Schlafrothe — schärft diesen würzigen Château Duluc, athmet die leibhaftige Poesie aus der herrlichen Blume dieses Johannisberger Claus und sagt mir ehrlich: Wozu haben wir gerade jetzt und gerade hier nöthig, uns den Kopf zu zerbrechen über Dampfersubventionen und Unfallversicherung?“ — „Kleiner Schäfer,“ antwortete es von drüben, „wollt uns tadeln und merkt nicht, daß Du dich eben selber meistentheils in die Politik hineinredest? Sieh' mich nur groß an, ich glaube wohl, daß Dich's wundert. Aber hast Du denn vollständig vergessen, daß die ganze soziale Frage auf eine „Wagenfrage“ hinausläuft? Drehe den Satz um und erkenne, daß Du eine schwere Sünde zu bereuen hast!“ — Ein verholenes „Au!“ huschte über den Tisch; Sternbach aber wandte sich rasch an einen gerade mit verbindlichem Gruße vorübergehenden schlanke Herrn: „Kommen Sie mir zu Hülfe, bester Direktor; thun Sie mir die Liebe, einen Schluß dieses duftenden Pflügendes Ihres eigenen Kellers mit uns zu trinken und erzählen Sie irgend etwas Neues, aber nur nichts Politisches!“

Direktor Klids that lächelnd Bescheid. „Die Herren verzeihen, daß ich im Augenblicke noch verhindert bin, Ihrer Einladung zu folgen; meine Pflicht ruft mich auf einige Minuten hinunter in die Küche!“ — „In die Küche, alle Wetter, die muß sehr werthvoll sein, diese Küche des Kaiserhofes! Was meint ihr, Kinder, wenn wir einmal hinabstiegen zu dem Gnomenvolke, das tief da unten im Schooße der Erde, zwischen Straßensplaster und Grundwasser, schweißtriefend die Kostbarkeiten zusammenbraut, die wir hier oben mit bläulicher Miene in den Mund schieben! Nehmen Sie uns mit, Direktor?“ — „Allgemeine Begeisterung.“ — „Vielleicht,“ warf der Sozialpolitiker ein, „dürfen wir bei dieser Gelegenheit auch den Schleier heben von dem Allerheiligsten des Bacchus?“ — „Mit Freude erfülle ich Ihren Wunsch!“ lautete die Antwort, „wollen Sie gefälligst nur dem Nachtsich noch zusprechen; ich bin inzwischen wieder zur Stelle und führe Sie, wohin Sie wollen.“

Kaum ein Viertelstündchen später ging's hinunter in die Tiefe. Was von der Straße her neugierig durch die halbsoffenen Fenster hinabblugende mehr errathen als sehen, durchwanderten, musterten nun wir in aller Gemächlichkeit. Den Anfang machte der Raum, in welchem das Silberzeug gepuht wird; eine Anzahl Frauen saß dort in eifriger Arbeit, natürlich unter Aufsicht. Sodann kamen die Speisefammern an die Reihe; die große, in welcher der Haupttheil der Vorräthe aufbewahrt ist, die kleinere für den unmittelbaren Bedarf. Auf den Eischränken, die rings die Wände umziehen, lagen da schon zurecht gemacht zur sofortigen Verwendung, appetitlich aneinander gereiht, die prächtigsten und mannigfaltigsten Fleischgerichte, Wild und Geflügel, alle möglichen Sorten Süßwasser- und Seeische, Hummern und Langusten — die Seiten der Sezungen und Steinbutten, die Bruststücke der Poularden ausgegallt und so weiter. Alles zum Anbeizhen. Nun ging's in die eigentliche Küche, den Temperaturverhältnissen nach vom Nordpol zum Äquator. Im hohen Sommer steigt dort die Hitze trotz lebhafter Ventilation durch die fortwährend geöffneten Fenster zwischen den zahlreichen glühenden Herdplatten, Bratrosten und — dessen stellenweise erheblich über 50 Grad Celsium, also etwa so hoch, wie auf dem rothen Meere, diesem Dampfbade der östlichen Hemisphäre. Die jüngeren, gegen solches afrikanische Klima noch nicht durch lange Gewohnheit abgehärteten Mitglieder des Küchenpersonals leiden natürlich sehr unter den Schrecken dieses Aufenthalts; erst mit den Jahren ergibt sich eine vollständige Akklimatation, und der ältere Koch bewegt sich mit einem Gleichmuth in den sengenden Gluthstrahlen seines Herdes, als werde er von Lenzestößen umschüttelt. Mit Herrschermiene aber bewegen sich unter all' den in die holde Farbe der Unschuld gellackten Bewohnern dieses Höllenföhles, zwischen all' den kochenden, dampfenden, brodelnden, schmorenden, zischenden, sprühenden, prillenden und prasselnden Kesseln, Pfannen, Tiegeln und Töpfen, seine Hoheit der Köchin, ein Französin natürlich, unter dessen geschnittenen Hand die gedämpften und gebatzenen, gedankenen oder in Eis gefüllten Sachen und Säckchen jene zierliche, ledere, einladende Form gewinnen, in welcher sie auf die Tafel gelangen. Ein Nebengemach enthält fertig vorbereitete Dekorationsstücke größeren Stils, Bäume und Schiffe, Pyramiden und Blumenarrangements, wie sie als Schaugepränge bei größeren Dinern oder Soupers auf verschiedenen Platten Verwendung finden. Besondere Räume wiederum dienen der Herstellung der Backwerke, der Anrichtung, der Beförderung nach oben, die in der Regel durch mechanische Speiseaufzüge bewirkt wird. Daß der wohlthätige Rokka sein eigenes Heim besitzt, läßt sich uns demnachst auf; verlockend dringt der Duft des edlen Trankes der Levante aus einem Raume, welchen unser lebenswürdiger Führer trotz der immerhin stattlichen Dimensionen als fast zu klein für die beträchtliche Bevölkerung bezeichnet. Und weiter durchschritt wir die Vorrathsräume, die mit allen möglichen Lebensmitteln, namentlich Konserven, förmlich vollgepfopft waren, durch die Konservenfabrik — der Kaiserhof stellt seinen Bedarf an diesen heutzutage so unentbehrlich gewordenen Konsumtibilien selber her — die Magazine für Geschirr, Gläser und dergleichen, deren Inhalt an Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit manchen respektablen Glas- und Porzellanladen beschämt, die Werkstätten der Klempner, Schlosser und Tischler, welche ständig für den Hausbedarf beschäftigt sind, die Expeditionsbureau und Kontrolstellen, und endlich, an der Schwelle des Weinlagers, die Ausgabestelle für Obst und Wein.

Mit einer Art von andächtiger Regung standen wir jetzt vor dem Keller der mit dem Kaiserhof verbundenen Weingroßhandlung. Der Schlüssel knirschte im Schloße, die Thür sprang auf und voller Staunen schweifte der Blick über die schier endlose Flucht der Repositorien, in denen das riesige Flaschenlager des Kaiserhofes selbst, sowie zwei mächtige, in der Nachbarschaft gelegene Kellervorräte sind mit den Weinen der Firma gefüllt. Da es immer unthunlicher wurde, sämmtliche Flaschen in den üblichen Stellsagen unterzubringen, so werden jetzt die einzelnen Gemüthsfammern einfach vollständig mit Flaschen ausgefüllt und man findet solcherweise Blocks von 20,000, 30,000, ja 50,000 Flaschen einer Sorte. Kaum minder imposant ist erklärlicherweise das Flaschenlager, die werthvollsten Marken des Rheingaus, der Mosel, von Bordeaux und Burgund präsentiren sich dort in langen Reihen majestätischer Stüpfässer, und der gewaltige Beherrscher dieser Region, Direktor Kosmanit, welcher sich an der Pforte zu uns gesellt hatte, gab uns eingehendste und oft lehrreichste und fesselndste Auskunft über Herkunft, Charakter, Behandlung und Preis seiner Schätze.

Aber noch nicht völlig war unsere Pilgerfahrt beendet. Nun wir so viel gesehen, mochten wir auch noch die großartige mechanische Wäscherei des Kaiserhofes besichtigen. Gegenüber dem Hotel, in einem Seitengebäude der Kaiserhofstraße, ist dieselbe untergebracht. Sie stellt ein Musterinstitut dar. Sämmtliche Tisch- und Bettwäsche des Hotels und des Restaurants, sowie die Wäsche der Gäste — letztere natürlich nur auf Verlangen — wird hier gereinigt. Unaufhörlich rollen die Rollen der gebrauchten Wäsche heran, um sofort sortirt, gebücht und mit Marken versehen zu werden. Die Stücke gelangen sodann in Waschmaschinen, Spülbottiche, Bringmaschinen und auf den Trockentrahmen — alles Apparate, welche, von Dampfkraft bewegt, ihr Amt automatisch verrichten und nur der Ueberwachung bedürfen. In kürzester Zeit erscheinen die nunmehr blendendweißen Stücke in dem Plättsaal, und sodann, wenn nöthig, auch ausgebessert, in der Auslieferung. Ohne jede Anwendung scharfer Bleichmittel erzielt die Waschanstalt des Kaiserhofes mit geringstem Zeitaufwande ein in Bezug auf Qualität unübertroffenes Resultat. Die Bedienung der Waschanstalt ist etwa vierzig Köpfe stark, außer dem Maschinenwärter ausschließlich Frauen und Mädchen.

Als wir an unsern Tisch im Lichthofe zurückkehrten, fanden wir den Kaffee aufgetragen. „Es war ein Diner mit Hindernissen,“ sagte Sternbach, dem Direktor Klids die Hand schüttelnd, „aber eines der genussreichsten in meinem Leben.“

Die Vestalinnen.

Aus langer Grabesnacht neu erstanden, erhebt sich auf dem alten Forum der ewigen Stadt das Haus der Vestalinnen. Einer der großartigsten und umfangreichsten Ergebnisse der archaischen Arbeiten der Neuzeit liegt hier vor dem Auge des Beschauers. Umwoben von Bäume fesseln die mächtigen Ruinen Phantasie und Geist; und die Geschichte des Hauses der Vestalinnen erschließt, werden wir hingelockt auf jenen lieblichen, anziehenden Kultus, der dem großen Publikum wenig bekannt sein dürfte; er sei demnach im Wesentlichen geschildert.

Vesta (Etruria), Tochter des Kronos und der Rhea, ward als Göttin des häuslichen Herdes verehrt und als Behüterin und Spenderin des Segens und Friedens in der Familie angerechnet. Rein und hehr, leuchtend und erhaben wie die Göttin, steht auch ihre plastische Darstellung vor uns, die einzige, die uns von ihr erhalten ist. Stehend, den linken Arm gehoben, der wohl ein Szepter gehalten hat, blickt die Göttin in ruhiger Majestät und Würde herab. Einfach und gehalten sind die Züge, fest und in sich abgeschlossen erscheint die ganze Gestalt. — Der Kult dieser ursprünglich griechischen Göttin wurde schon in der sagenhaften Königszeit nach Rom übertragen. Vier Priesterinnen, Vestalinnen genannt, versahen hier in ihrem Tempel den Dienst. Bald erhöhte sich ihre Zahl auf sechs, und in den Zeiten des sinkenden Heidenthums soll, aus noch unerklärten Gründen, eine siebente hinzugetreten sein. Sie wurden im Alter von nicht unter sechs und nicht über zehn Jahren diesem heiligen Amte geweiht, und nur völlig gesunde Mädchen von makelloser Schönheit erwählte man dazu, wobei die Schwester einer Vestalin und Tochter eines Flamen und Augustus den Vorrang hatte. Zwei Gelübde waren es nun, welche man bei ihrem Eintritt mit aller Strenge von ihnen forderte: erstens Keuschheit, zweitens die Erfüllung der Gebote ihres Dienstes. Eine Verletzung des ersteren ward mit Lebendigbegrabenwerden bestraft. Das zweite bestand im Unterhalten des ewigen Feuers, das unerblicklich durfte, und in mancherlei Celebrationen im Geheimen und vor allem Volk, das sie wie Heilige verehrte. Als äußeres Zeichen ihres neuen Berufs verschnitt man ihnen die Haare und legte ihnen lange, weiße, wallende Gewänder an, die bis über die Knie in schweren Falten niederfielen. — Es währte der Priesterdienst, den diese Jungfrauen übernommen hatten, dreißig Jahre; zehn Jahre des Lernens, zehn Jahre des Ausübens und zehn Jahre des Lehrens. Nach dem Ablaufe der vorgeschriebenen Frist stand es ihnen frei, in die Familie zurückzukehren und sich zu vermählen, allein selten oder nie ward diese Wahl getroffen; die meisten blieben bis zu ihrem Tode Vestalinnen, denn die höchsten Ehren knüpften sich an ihren heiligen Beruf. Könige und Kaiser fragten sie um Rath und ihre Stimme galt im Staate oftmals als maßgebend. — Bei ihren Ausgängen durften sie sich eines Wagens bedienen, der nebst Pferden sich in ihrem Besitz befand; gehörten ihnen doch überhaupt große Reichthümer, über die sie zu verfügen hatten. In ihren Diensten stand auch ein großes Personal von Sklaven und Sklavinnen, welche ihnen alle häuslichen Arbeiten abnahmen, sowie für die tägliche Erfüllung des öffentlichen Wasserbehalters sorgten, der sich im Peristyl ihres Hauses findet und auf ein Geheiß hinweist, das ihnen verbot, das Wasser der Leitungen zu benützen, und ihnen nur gestattete, aus Quellen zu schöpfen oder das frisch vom Himmel gefallene Wasser zu sammeln. — Bis zum Ende des vierten Jahrhunderts sind Nachrichten über jene idealen Jungfrauen vorhanden, deren Priesterdienst und Leben sich in unveränderter Reinheit und edler Tugend bewahrt hat, bis das Christenthum auch diesen Kultus auslöschte, der aber der erhabendsten und poetischsten einer ist, die das Heidenthum aufweisen kann.



Aus allen Gebieten.

Einfache Methoden, die Reinheit des Wassers zu prüfen.

Zur Prüfung, ob das Wasser hart oder weich ist, löst man etwas weiße Seife in Alkohol und setzt einige Tropfen hiervon zu einem Glase des zu untersuchenden Wassers. Wird dieses milchig, so ist das Wasser hart, wird es gar nicht verändert oder nur ganz wenig trüb, so ist es weich. — Zur Bestimmung eines Kupfergehaltes im Wasser werden Feilspäne von weichem Eisen in das Wasser gebracht, einige Minuten darin gelassen und dann einige Tropfen Salzsäure hinzugefügt. Eine blaue Färbung zeigt die Gegenwart von Kupfer an. — Zur Untersuchung von Kohlensäure wird etwas Wasser mit der gleichen Menge Kaltwasser vermischt. In Kohlensäure zugegen, so wird die Flüssigkeit sofort milchig. Nach Salzsäure versetzt, wird die Trübung. — Schwefelverbindungen werden dadurch entdeckt, daß man etwas Quecksilber in das in einer Flasche befindliche Wasser bringt, diese verschließt und einige Stunden stehen läßt. Nimmt das Quecksilber eine dunklere Oberfläche an und zerfällt es beim Schütteln zu einem feinen Pulver, so ist das ein Zeichen, daß das Wasser Schwefelverbindungen enthält. — Gelöster reiner Kalk wird dadurch nachgewiesen, daß man 1 oder 2 Krystalle von Oxalsäure in das zu prüfende Wasser bringt. Ein milchiger Niederschlag zeigt Kalk an. — Schwefelsaurer Kalk macht sich dadurch bemerkbar, daß in der Lösung durch Chlorbarium ein weißer Niederschlag entsteht, der sich in Salpetersäure nicht wieder auflöst. — Alkalien und alkalische Erden werden folgendermaßen nachgewiesen: Man färbt etwas Lackmuspapier durch verdünnten Essig schwach roth und taucht es in das betreffende Wasser. Kommt die frühere blaue Farbe wieder zum Vorschein, so ist das Wasser alkalisch. — Ein Kalkgehalt wird durch einige Tropfen Galläpfelabsud erkannt, die man einem Glase Wasser zusetzt. Ist Eisen zugegen, so nimmt das Wasser eine tintenartige, graue bis schwarze Färbung an. Eisenhaltiges Wasser wird außerdem durch einen Tropfen einer Lösung von Ferrocyankalium blau gefärbt. Um Magnesia nachzuweisen, wird das Wasser zum Sieden erhitzt und mit einer Messerspitze voll kohlensaurem Ammoniak und etwas phosphorsäurem Natrium versetzt. Bei Gegenwart von Magnesia wird diese auf den Boden des Gefäßes gefällt. — Zur Prüfung auf Säuren taucht man ein Stückchen blaues Lackmus in das Wasser. Eine rothe Färbung desselben zeigt die Gegenwart freier Säuren an. Versetzt bei solchem sauren Wasser durch Kaltwasser ein weißer Niederschlag, so war Kohlensäure zugegen.

Baumwollene Zeuge und Kleider unverbrennlich zu machen.

Baumwollene Gewebe aller Art sind bekanntlich sehr leicht entzündlich, was die vielen Unglücksfälle, die dadurch entstanden sind, hinlänglich beweisen. Es ist deshalb gewiß mit Befriedigung zu begrüßen, daß man neuerdings ein ebenso einfaches als billiges Mittel gefunden hat, solche Stoffe (Kleider, Vorhänge u.) unverbrennlich zu machen. Dieses Mittel ist der Borax, wovon ein Kessel voll in gepulvertem Zustand einem halben Liter gewässelter Stärke, nachdem sie mit Wasser angemacht ist, zugefügt wird. Die damit behandelten Stoffe brennen nicht hell, sondern glimmen nur. Der Borax übt auch seinen nachtheiligen Einfluß mehr auf das Zeug, noch auf die Gesundheit des Trägers. In England und Amerika wird bereits unter allerlei schönen Namen ein hoher Preis als Reueit Stärke mit einem Zusatz von Borax verkauft, um Zeuge unverbrennlich zu machen. Nach der obigen Angabe kann sich jede Hausfrau um einige Pfennig eine solche Stärke selbst bereiten.

Eisenkitt für gesprungene Kochgeschirre, Herdplatten und andere gußeiserne Gegenstände.

2 Theile gepulverter Salmiak und 1 Theil Schwefelpulver werden gemischt und, wenn es nicht sogleich gebraucht wird, in einem gut verschlossenen Gefäß (in einer Flasche) aufbewahrt. Bei der Verwendung wird von dieser Mischung 1 Theil mit 20 Theilen feiner Eisenfeilspäne gemengt und das Ganze mit Wasser, dem vorher ein Schössel Essig zugefügt ist, zu einem steifen Teig gemacht. Dieser Kitt wird sofort angewendet und in die Risse u. geritzt. Er erhärtet nach einigen Tagen vollkommen; bis dahin ist er aber nicht der Hitze ausgesetzt werden.

Mittel gegen Blattläuse.

Gegen die lästigen Parasiten der Rosen, ebenso gegen die der Johannisbäume empfiehlt H. Venz in Hochstetten folgendes Mittel mit auffallendem Erfolge, das äußerst einfach, billig, sehr wenig Zeit in Anspruch nehmend und niemals den Pflanzen nachtheilig ist. Auf ein Liter Wasser nehme man zwei tüchtige Hände voll Wermuth, übergieße diesen mit kochendem Wasser, laße ihn dann stehen, bis das Wasser eine Temperatur von 12 bis 15 Grad Réaumur erreicht, nehme nun eine flache, 30 bis 40 Centimeter weite Schüssel und tauche die befallenen Zweige hinein. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß man mit einem Liter Flüssigkeit nicht weit reicht und deshalb von solchem ein genügendes Quantum bereit halten muß. Bei Rosenbüschen empfiehlt es sich, einen Kbel von ziemlicher Weite zu nehmen, das Stammchen von seinem Pfahle zu lösen und die Krone nach und nach hineinzutauken. Man schont sich auf diese Weise die Finger und erreicht sehr gut und rasch seinen Zweck. Die Blattläuse werden nicht sofort getödtet; man kann dieselben nach dem Bade noch Bewegungen machen sehen, durchgeht man aber einen Tag später die Pflanzung, wird man die Käuse verschwunden finden. Die Vegetation leidet bei Anwendung dieses Mittels durchaus nicht und ist auch der Zeitaufwand verhältnißmäßig gering.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Ein Tischlermeister hatte einen Lehrlingen, einen Ausbund aller heillosen Tugenden, der einen tollen Streich um den andern ausführen ließ, bei denen er jedoch, seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit wegen, in seinem Meister immer einen gnädigen Richter fand, dessen Nachsicht ihn aber zu immer neuen Schwänken ermunterte. Er führte des Meisters Rechnungen, fertigte die Kontos, kurz, er war seine rechte Hand, und sah daher auch bei Tische an seines Meisters Seite. So anständig aber auch dieser Bursche war, so ungeschickt bezeugte er sich, wenn er des Abends, beim Essen, das Licht zuzugestrichen wollte, er löschte es fast jedesmal aus, und weder Spott noch Verweis konnte diese Ungeschicklichkeit verbessern. Beim Abendessen mußte er jedesmal dem Meister seine gefüllte zimmerne Keiffanne hinstellen, und dieser hatte schon oft einen bedeutenden Defekt darin entdeckt, beim zweiten Trunk fand er sie oft schon über die Hälfte leer; er wurde aufmerksam und bemerkte, daß der Umstand immer nur an einem solchen Abend stattfand, wo der Lehrling das Licht ausgelöscht hatte. Er schöpfte Verdacht und nahm nun mit der Nagel die gehörige Abrede, weil diese immer, wenn das Licht ausgelöscht wurde, in die Küche gehen mußte, um es wieder anzuzünden. Während dieser Zeit, schloß der Meister, müsse der Diebstahl vollbracht werden. Am nächsten Abend löschte der Junge das Licht wieder aus; scheltend nahm die Nagel den Leuchter weg, ging in die Küche und lehrte blitzschnell mit einem brennenden Lichte zurück; ebenso schnell rief aber auch der Lehrling die Kanne vom Tische und — legte sie in die Schüssel mit Hirsebrei, die der Meister im Finstern an die Stelle gerückt hatte, wo vorher die Kanne stand. Der Dieb war gefangen und der Meister griff nach der Karpatzsch, um die Exekution zu vollstrecken; aber der Junge schrie aus Leibeskräften:

„Worum will er mir denn schlag'n, Meister? Er ist ja selber schuld dran!“

„Wer? Ich? Ei Du verdammter Schlingel!“

„Freilich! Hätt' er d' Schüssel geh'n losse, so hätt' i die Kanne mit 'nein g'sch't!“

Friedensrichter: Sie sind angeschuldigt, Ihrem Kollegen Bierhuber eine Tabakspfeife entwendet zu haben.

Student: Entwendet? Nein, aber geschossen habe ich die Pfeife, das ist wahr.

Friedensrichter: Haben Sie eine Jagdarte gelöst?

Student: Wozu denn eine Jagdarte? Nein!

Friedensrichter: Schreiben Sie, Herr Aktuar: „Angeschuldigt wird wegen geschwundener Schieße einer Tabakspfeife auf Grund des Jagdgesetzes in eine Geldstrafe von 25 Gulden wegen nicht gelöster Jagdarte verurtheilt.“

Die kleine Elise ist beim Onkel zu Besuch, und dieser erkundigt sich angelegentlich nach Allem, was das Weib nachts bei der Kleinen an Herrlichkeiten gebracht.

„Hast Du auch die Knallbonbons, die ich Dir geschickt hatte, hübsch mit Deinem kleinen Bräutchen getheilt?“ — fragte der Onkel.

„Ja wohl, lieber Onkel!“ erwiderte Fräulein Elise eifrig, „ich habe immer die Bonbons und Chokoladenplättchen gegessen und ihm dann die hübschen Berse gegeben. Ah, er liebt gar zu gerne, der kleine Franz!“

Vor einem Schwurgerichtshofe der französischen Provinz steht ein Landstreicher, des Raubmordes angeklagt. Unter dem Eindruck einer glänzenden Rede des Verteidigers fühlen die Geschworenen sich veranlaßt, das Nichtschuldige Mangels genügender Beweise auszusprechen. Nur einer von ihnen knüpft daran die Bitte, daß der Angeklagte noch einen Tag lang in Gewahrsam gehalten werde. Bedenket, daß dieß geschichtlich unstatthaft sei, entgegnet er sehr erregt:

„Aber bedenken Sie doch, meine Herren, daß ich meinen Heimweg durch einen einsamen Wald zurückzulegen habe!“

Nur immer praktisch.

Wien erfreut sich seit einiger Zeit der schönen Einrichtung „geheizter Einspänner“. Ein Fahrgast, der jüngster Tage eine dieser beweglichen Wärmestuben gemietet hatte, öffnete plötzlich das Wagenfenster und rief dem Kutscher zu:

„Sie, das soll ja ein geheizter Einspänner sein, wo ist denn die Wärmflasche?“

„Die hab' ich auf dem Bod.“ lautete die Antwort des Koffierknechts.

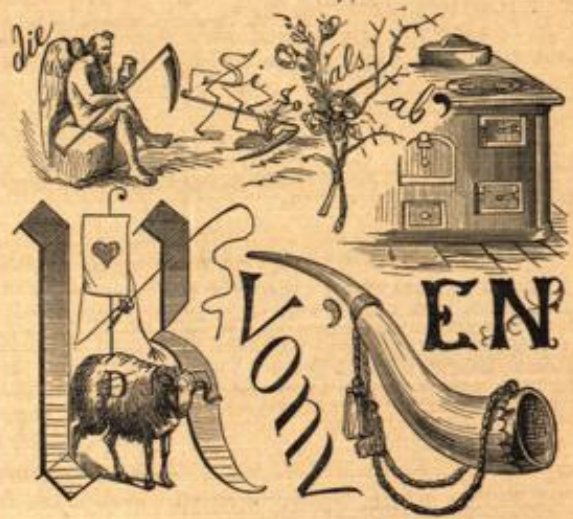
Charade.

Der Erste Paar hat gute Straßen,
Die sich bequem befahren lassen;
Bei Reßern fuche und bei Degen
Der Zweite Paar, sowie bei Wegen.
Am Gange geht die Erst' und Zweite
Zur rechten und zur linken Seite.
Vertauscht man der Paare Stand,
So wird ein freßend Ding genannt.

Auflösung der Homonyme Seite 395:

Strupel.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 395:

Reid wird bei Hof geboren und stirbt im Spital.

Unseren Abonnenten

offeriren wir zum vorläufigen Aufbewahren der Nummern und späteren Einbinden des Jahrgangs 1885 unsere auf das Elegante ausgeführte

Original-Einband-Decke

Illustrirte Welt

in feiner Leinwand mit reicher Goldpressung auf Deckel und Rücken zu dem sehr billigen Preise von nur M. 1. 70 Pf. per Stück. (In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preise noch der Eingangszoll.)

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Kolporteurs und Boten, welche die Nummern und Hefte in's Haus bringen, die Beforgung. Zu gefälligen Bestellungen wolle man den dieser Nummer beiliegenden Bestellchein beifügen. Postabonnenten wollen sich wegen Beforgung der Decke ebenfalls an eine Buchhandlung wenden. Auf Wunsch wird gegen frankirte Einlieferung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief, oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung direkt geliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vorm. Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Abonnent H. G. in Wiesbaden. Besten Dank für die Mittheilung. Nur als Holzschnitt vorhanden.

Hrn. A. K. in Rurand. 1) Die Orgelprobe von Walter in Ludwigsburg. 2) Paul Schiedmayer in Stuttgart.

Hrn. G. W. in Prag. Leider nicht verwendbar.

Frl. Emilie v. B.-L. in Bern. Kleine Hefen und kleine Hände.

Wir kennen sehr blaublicke Aristokratinnen, denen diese Erfordernisse mangeln. Also Trost in Thränen.

Hrn. E. G. in Barmen. Für diesen Jahrgang etwas zu groß gerathen, der nächste Jahrgang beginnt damit. Sie werden zufrieden sein. Besten Dank für Ihre Anhänglichkeit.

Frl. Antonie Brader in Mannheim. Hauptächlich Kohlenfischerei und deshalb gefährlich.

Einsame in Kg. Ein derartiges Werk existirt unseres Wissens nicht. Die Lichtdruckausgabe von Schwind's „Märchen von den sieben Raben“ (6 Blatt in Envelope) können Sie gegen Einlieferung des Betrages von Mark 7.50. von unserer Verlagshandlung noch erhalten.

Abonnent in Adln. Mainz, Kirchheim, für Verlagswerte dieser Richtung zu empfehlen.

Frau R. v. J. in Luzern. Sie sehen Ihren Wunsch in diesem Hefte schon erfüllt.

Hrn. Lehrer M. in Ravensburg. Ottile Wildermuth's Schriften ohne Bedenken, ebenso die von Habella Braun; auch neue von Clara Schöber: „Aus dem Mädchenleben“ (Berlin, Jhleib). Für die Kleineren: „Ergählungen“ von Maximiliane Cartheuser (Baden-Baden, Sommermeier).

Abonnent in Hamburg. Eine Biographie des Hauptmann Bde gibt es, von H. Allmers (Bremen, Schumann).

Hrn. J. Gruber in München. Sehen Sie der Tinte ein wenig Salicylsäure zu oder etwas Alkohol — zugedeckt halten.

Abonnent in Breslau. Der Autor lebt in Rätchenbroda bei Dresden.

J. K. 100. „Ritterthümlich, romantisch“ von Heine, wenn wir nicht irren.

Frau Paula G. in Chicago. Unsere Briefe — drei an der Zahl — sind unbeantwortet geblieben. Vielleicht war die angegebene Adresse nicht richtig.

J. W. in Perleberg. Im Dunst einkochen. Darin muß man jedoch geübt sein. Ein wenig zu lange zerßert die Form der zarten Früchte, etwas zu kurze Zeit der Hitze ausgesetzt halten sie sich nicht. Da wäre vielleicht Randiren besser.

Hrn. W. J. in W. Die Multiplikationstabelle von St. Bernardi, Beamter der Königl. ung. Staatsbahnen in Lojony (Preis 60 Pfennig, 30 fr. 5. W.), möchte für Sie und alle diejenigen, welche viel zu rechnen haben und nicht sicher rechnen können, nützlich sein.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln u. sind uns zugegangen von Frl. Rosina Wihlbald, Prag; Elise Bernke.

Hannover; Paula Genthner, Berlin; Otilie Wernemann, Strassburg; Emma Hartwig, Rottbus; Anna Helbig, München; Anna Lohndorff, Berlin; Hrn. C. Wegel, Strassburg; A. Jochen, Aachen; D. Dobmann, Karlsruhe; W. Grahm, Göttingen; A. Heuter, Ulm; J. Federweh, Petersburg; D. Adnemann, Pardubitz; B. Stautin, Edinburgh; D. Bier, Köln; J. Penner, Salzburg; W. Forcher, Frankfurt a. M.

Abonnent in G. Von den gewünschten Jahrgängen können Sie nur den Jahrgang 1879 unseres Journals zum ermäßigten Preise von 4 Mark beziehen durch Ihre Buchhandlung noch beziehen; alle übrigen verlangten Jahrgänge sind vergriffen.

Antworten:

Auf 26, betreffend Glimmerbrillen: Glimmer ist ein in der Schweiz vorkommendes, durchsichtiges Mineral. Es tritt in den Glimmerbrillen die Stelle des Glases und ist ganz einfach in Stahl oder Messing gefügt, da solche Glimmerbrillen nur als Schutzbrillen für die Augen von Fabrikarbeitern (Schloffer, Schmiede, Dreher u. s. w.) angewandt werden. Sie bieten viel mehr Schutz gegen abspringende Eisenteile als Stahlbrillen.

und sind auch bedeutend durchsichtiger. Glimmer wird ferner als Einlage in die Wandungen der sogenannten amerikanischen Oefen, in papierenen Lampenschirmen und dergleichen mehr verwandt. U. S. in W.
Auf 31, Kupfergefäße zu reinigen: Man empfiehlt dafür Oxalsäure, welche das Kupfer weniger angreift — aber auch diese ist ein starkes Gift.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Born in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Acht Stunden, Erzählung von Paul von Welle. — Erlösung, Skizze von Max Kreyer. — Die Toilette der Pompejanerin. — Der Komödianten-valet, eine einfache Geschichte von Georg Höder. — Schlus. — Auf Vorposten. — Goldkron in Böhmen. — Einmal. — Die schone Witwe, Roman von G. v. Debenroth. — Lebensregel. — In der Küche des Kaisers. — Auf Vorposten, von Oskar Gerd. — Die Schatkinen. — Aus allen Gebieten. — Humoristische Blätter. — Bilderzettel. — Carabe. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Toilette einer Pompejanerin. Gemälde von Heda Goomant. — Auf Vorposten, Zeichnung von Blodius Eyrner. — Oern. — Goldkron in Böhmen, Zeichnung von E. Breckler. — In der Küche des Kaisers, Originalzeichnung von W. Geisler.

In unserem Verlage ist soeben

in zwölfter Auflage

erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Eine ägyptische Königs Tochter.

Historischer Roman

von Georg Ebers.

3 Bände. Preis elegant geb. M. 12. —; fein geb. M. 15. —

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Kaiser Wilhelm-Biographie.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Achtundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“. Ein Menschen- und Heldenbild

unseres deutschen Kaisers von Oskar Meding. Mit fünfundvierzig Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allerhöchste zur Benützung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von Carl Hallberger. 148 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; fein gebunden in Feinwand mit prächtigem Goldtitel und reicher Pressung 3 Mark.

Diese neue Ausgabe unserer vor drei Jahren erstmals erschienenen Kaiserbiographie, welche eine so große Verbreitung gefunden, ist bis auf die Gegenwart fortgeführt und außer sämtlichen authentischen Bildern der ersten Ausgabe auch noch mit weiteren aus der Aquarellsammlung Seiner Majestät geschmückt, die der Kaiser in der letzten Zeit sich hat anfertigen lassen und deren Benützung für das Werk er ebenfalls wieder Allerhöchste gestattet hat. Es liegt nun in dieser Festschrift, die sich auch durch ihr handliches Format und ihren billigen Preis auszeichnet, die vollständigste, mit wahrer patriotischer Begeisterung und authentischer Sicherheit geschriebene Biographie unseres Heldenkaisers vor, ein Werk, das einen Ehrenplatz in jedem deutschen Hause verdient und beanspruchen darf und sicher auch erhalten wird. Patriotische Vereine können ihrer Begeisterung, Liebe und Verehrung für ihren Kaiser keinen bereederten Ausdruck geben, als durch die Verbreitung dieser Festgabe unter ihren sämtlichen Mitgliedern, und Schulvorstände werden dieselbe vorzugsweise gern als Schulprämie verwenden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

25 Enorme Preisherabsetzung!
Bände gute Romane
u. A. von Grabow, Ring,
Hofer, Schlägel, Carlen, Haude,
Schmidt-Weidenfeld, Wachenhusen u. c. in
neuen, elegant broschierten Exemplaren hat
mehr als 60 Mark zusammen 1027
für nur 6 Mark!
Doppel. 50 Bde. f. 11 Mk., 100 Bde. f. 20 Mk.,
300 verschiedene Bände für nur 57 Mk.
Selmar Hahne's Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstraße 54.
Versandt geg. Einzahlung oder Nachnahme.
Verzeichnisse reichhaltig, bedeutend
im Preise herabgesetzter Bücher gratis.

Specialität:
**Badeapparate,
Zimmerdouchen**
von weltbekanntem Ruf.
Hefen auf Grund lang-
jähriger Erfahrungen in
anerkannter Güte. Illu-
strirte Prospekte franco gegen
Franco-Nachfrage.
Abk. bis 1885 —
8600 Stk.
Bereinigte Sanitäts-
apparate, Apparate,
vormals
Fipowsky-Fischer
(G. Maquet),
Heidelberg u. Berlin 80., Walderstraße 60/61.

Sanjana
Heilmethode.
Großartige und glänzende Erfolge in der
Behandlung sämtlicher Blut- und Hautkrank-
heiten (Psoas), Hals- und Lungenleiden
(Tuberkulose), Gicht und Rheumatismus, Neu-
ralgie und Migräne, Epilepsie, Bindehäute,
Nasen- und Kehrliden, nervösen Schwächen,
Krankheiten und Blutarthritiden durch die Spezies
der Sanjana Company, Egham, England.
Billiges, bequemes und sicheres Heil-
verfahren, welches überhaupt existiert.
Rein Kranke geben die Hoffnung auf, selbst
wenn alle anderen Mittel fehlschlagen, sondern
wenden sich an den Secretär der Sanjana
Company, Prinzenstraße 92, Berlin.
Gratis und franco genaueste Auskunft und
Instruktionen. 1010

150 Briefmarken für 1 Mk.
Alle garantiert echt,
alle verschieden, z. B. Canada, Cap, Indien,
Chili, Java, Bismarck, Australien, Sardinien,
Rumänien, Spanien, Viet. etc. R. Wiering in
Hamburg. 1031

In 11. Auflage erschien soeben:
Med. Rath Dr. Müller's
neues Werk über Schwäche, Nervenzerrüt-
tung u. Zerknung gegen 1. A. in Briefmarken
bietet Carl Kreidenbaum, Braunschweig.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
124 Leipziger Str. 124

Gediegene neuere Romane
aus dem Verlag der
Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Byr, Lydia. M. 5. — van Dewall, Ein Mann. M. 5. — van Dewall, Nordlicht. 3 Bände. M. 12. — Ernst,
Elementargewalten. 2 Bände. M. 7. — Keyserling, Römische Aquarelle. M. 5. — Reichenbach, Zwei Novellen.
M. 5. — Römer, Frühling und Hochsommer. M. 4. 50. — Samarow, Schwere Wahl. 4 Bände. M. 15. — Samarow,
Peter der Dritte. 3 Bände. M. 12. — Samarow, Das Haus des Fabrikanten. 2 Bände. M. 8. — Samarow, Um den
Halbmond. 4 Bände. M. 15. — Wachenhusen, Der Schwedenschatz. 3 Bände. M. 12.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.

Rohseidene Bastkleider (ganz Seide)
Mk. 15. 80 Pf. per kompl. Robe, sowie höherer Qualitäten
versendet bei Abnahme von mindestens zwei Roben postfrei in's Haus das Seiden-Handel-Depot
von G. Henneberg (Königl. und Kaiserl. Hoflieferant) in Zürich. Muster umgehend.
Briefe kosten 20 Pfennig Porto nach der Schweiz. 1109

Hinrichs & Delius, Hamburg,
Alterwall 4,
empfehlen
Seidenstoffe
Sammete, Wollstoffe.
Reichhaltig
assortierte Lager.
Versand zollfrei und franco.
Master-Collectionen
gratis und franco.

Doornkaat
Der Verdauung höchst zuträglich.
Originalität M. 1.50 ab Dresden.
Für Wiederverkäufer
zu besonderen Fabrikpreisen.
WOLDEMAR SCHMIDT, DRESDEN. Dampfbrennerei.

Die allein echte ENGLISCHE Kaltwasserseife ist Sinclair's.
SINCLAIR'S
Die beste und wirk-
samste Seife für
Wäsche im Hause.
Erspart Geld, Mühe,
Zeit, Feuerung und
Verdross.
Ist jetzt in fast allen Colonialwaaren- und Droguen-Handlungen
zu haben.
Fabrikant: JAMES SINCLAIR, Southwark, LONDON.
VOR NACHAHMUNG WIRD GEWARNT.

Zwanzigjähriger Erfolg!
Das bis jetzt bekannte, einzig wirkliche
sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist
Professor Dr. Moberg's
Bart-Erzeuger.
Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb
4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jah-
ren. Absolut unbedenklich für die Haut. Dinstrecker
Berstand. Flacon M. 2. 50. Doppelflacon M. 4.
Nicht echt zu beziehen von Giovanni
Gorghi in Gstaad a. Rh., Eau de Cologne-
und Parfümeriefabrik. 1051

500 Briefmarken. 2 Copern,
5 Brasil, 5 Japan, 2 Venezuela, 2 Serbien,
2 Bosnien, 2 Persien, 1 Angola, 4 Ägypten,
zus. M. 1. 10. franco. Karikaturen, gratis. Keine
Auswahlleistungen. Neue Preise, gratis. Antiquar.
Lauha. — Hamburg R. Carl Meyer.

Agenten
zum Verkauf
günstigster
Erstauss-
gaben- und
Wärmepumpe werden bei guter Provision
an allen Orten angestellt. Offerten unter
E. F. an A. Steiner, Annoncen-Expedition,
Berlin, Kommandantenstr. 46. I. 1073

**Briefliche Kaufmännische
Ausbildung**
Erfolg durch Schnell-Schön-Schreiben.
Erfolg durch Siedel-Elbing.
Prospekt, Probebrief gratis.

Maschinenbau-Unterrichts-Anstalt,
Berlin C., Auguststr. 30.
Sommerkursus beginnt 12. April. Prospekt, Ver-
fügung. Dr. Böhm Nachf. H. Götz.

Farbige und schwarzseidene Grenadines Mk. 1.
33 Pf. per Meter bis Mk. 14. 80 Pf. (in 10 verschied. Qual.) versendet in
einzelnen Roben und ganzen Stücken postfrei in's Haus das Seiden-Handel-Depot von
G. Henneberg (Königl. und Kaiserl. Hoflieferant) in Zürich. Muster umgehend.
Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz. 1110

Nur echt mit d. Schutzmarke.
**Professor Dr. Lieber's
Nerven-Kraft-Elixir**
zur dauernden, radikalen und sicheren
Heilung aller, selbst der hartnäckigsten
Nervenleiden, Rheumatismus, Angstgefühl,
Kopfschmerzen, Migräne, Herzklopfen, Magenlei-
den, Verdauungsbeschwerden etc.
Das Nerven-Kraft-Elixir, aus den edel-
sten Pflanzen aller 5 Welttheile, nach den
neuesten Erfahrungen der med. Wissen-
schaft, von einer Autorität ersten Ranges
zusammengestellt, bietet somit auch die volle
Garantie für Beseitigung obiger Leiden.
Hochwichtige Belege sind jeder Flasche beilie-
gende Circulars. Preis 1/2 Fl. Mk. 5. —,
ganze Fl. Mk. 9. —, gegen Einzahlung oder
Nachnahme. — Depot M. Schulz, Ham-
burger, Schillerstr. Köpenickerpothke, Mün-
chen, Blumenstraße. Augustenpothke,
Breslau, Augustenstraße. St. Anna-
pothke, Augsburg. Engel-Apothke, Würz-
burg. 1065

Engros L. Brockmann Export
Berlin W., 97 Leipzigerstr.
Specialitäten: Talmisken u. Talmis-Bijou-
terien, Brillen u. Pinces, Puppen u. Spiel-
waren.
Panzer-Uhrketten
von echt Gold nicht zu unterschätzen.
5 Jahre schriftliche Garantie.
M. 18kr. Herrenkette
Gold Stück 3 M.
vergold. Dutzend 24 M.
Damenkette
mit eleg. Quaste
Stück 3.50 u. 4 M.
Dutz. 30 u. 40 M.
Garantieschein: Den Betrag dieser Uhr-
kette zahle ich zurück, falls dieselbe inner-
halb 5 Jahren schwarz wird.
Jede meiner Garantie-Panzerketten ist, um
vor unliebsamen Nachahmungen be-
wahrt zu bleiben, mit nebenstehender
Schutzmarke gesetzlich geschützt u. abge-
stempelt. 1018
Meerschamspitzen, Lederwaren.
Komplette Engros-Preisliste gratis u. franco.

Tamarinden-Conserven,
allein Verfert. Apoth. KANOLDT, Gotha.
Berkühnendes Getränk gegen Verstopfung
und alle durch dieselbe entstehenden Leiden
(Magenkrämpfe, Nerven, Gonorrhöen etc.).
Nervens- und Magenleiden — er-
frischende und berieselnde Wirkung auf das
Verdauungssystem. Verdauung und Appetit
nicht störend, verträglich für den schwächsten
Magen. 1004
Preis 3 Schachtel 80 Pf. — in allen Apotheken.

30 Bde. 1. **Tolladjen** D. ill. urtheile Buch
75 Pf. Rthn. Franzensgymnasium 30 Pf.
Pikante Bücher und Photograph. Katalog gratis.
Artist. Institut 5 Aschaffenburg.

S totterer
finden gründliche Heilung in
der Anstalt von Carl Den-
hardt in Burgsteinfurt.
Waff. Erfolg garantiert. Honorar nach d. Heilung. Heilung
neu, rationell. Resultate d.
Ordnungsverleihung Sr. Majestät
des Kaisers, des General-Post-
amt, Behörd., ärztl. Aut. etc.
anerkannt. Pension 1. d. Anstalt. Prospekt
mit aut. Zeugn. gratis.

**Derv. ärztl. Autoritäten, sowie
v. den Redaktionen der hervor-
ragendsten Zeitschriften, empfohlen.**
Rathgeber für Kosmetik
v. Apoth. Georg Kühne,
mit Vorwort u. Ergänzungen
von Hofr. Dr. med. Krug.
enthält die besten, streng wis-
senschaftlichen und praktisch
erprobten Vorschriften zur
Erhaltung und Erhaltung
weiss. Zähne, rein. Teints.
vollen Haars, glänz. Nägel.
Geg. Eins. v. 1. A. Briefen, fre. v.
Apotheker Kühne, Dresden-N.

Umsonst verjüngt das Alter
zur Rettung von
Trunksucht mit
auch ohne Wissen
M. Falkenberg, Berlin,
Rosenthalerstr. 62.
100 te gerichtlich. geprüf. Mittel. 1014

Illustr. Briefmarken-Journal.
Verbreiteste u. einzige Zeitschrift
d. Welt, d. farbige Illustrationen
u. Gratisbeigabe gibt u. monat-
lich erscheint. Probe-Nr. gratis
von Gebrüder Senf, Leipzig.

Rheinwein
Gegen Einleitung von M. 25 verleihe
klare, feine, edle 50 Liter selbstgekochten,
guten und abgelagerten Rheinwein,
dessen absolute Reinheit ich garantiere.
Friedrich Lederhos.
Ober-Jugheim a. Rheine.

**Champignon-
Anlage** für 1. A.
besten, 1. Keller u. Ess-
saal. Information u.
n. 1. A. Information u.
Zeichnungen v. 6. 5. A. n.
patent. Apparat kann
Brot billiger zu je 1. A. n.
ausführbar zu je 1. A. n.
je 1. A. n. 1. A. n.
Patent-Verfahren D. R. G.
in immer mehr
dem Gebrauch v. 50 u. 100
Prospekt gratis.
J. Nepp, Göttingen, Siedl.